



AR-Joem - 031-111

מצאי: 4480

כרטיס מצאי: 49656

מחשב: 55695

גליון של כתב העת

(MB) Mitteilungsblatt

ביטאון של "ארגון יוצאי מרכז

אירופה".

מס' 61/62 תאריך 8-9/1990

MB

ידיעון של אירגון עולי מרכז אירופה

MITTEILUNGSBLATT DES IRGUN OLEI MERKAS EUROPA

TEL AVIV

AUGUST/SEPTEMBER 1990

JAHRGANG 58 – Nr. 61/62

Awinu Malkenu – Gott als Vater und König

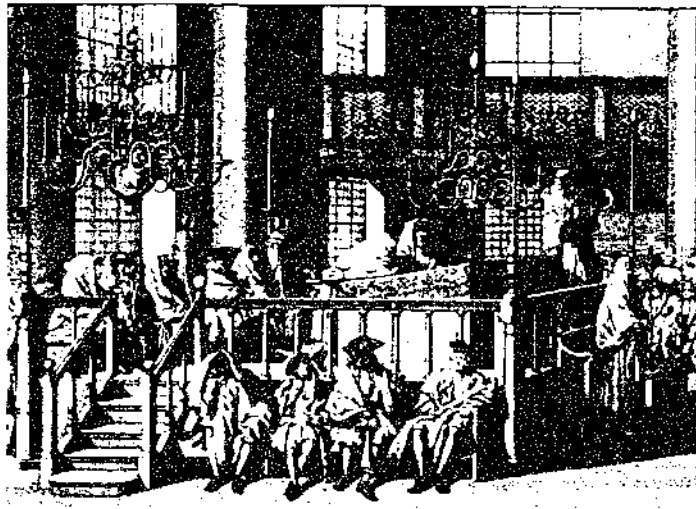
Es gibt Monologe und Dialoge, Gespräche mit sich selbst und Gespräche mit einem anderen Menschen. Ein Monolog scheint jederzeit möglich zu sein. Das Ich als Gegenüber ist immer gegenwärtig. Der Dialog hingegen bedarf eines Partners, eines zuhörenden und verstehenden Menschen. Wo dieser Partner fehlt oder sich taub stellt, redet der Sprechende in die Luft oder an die Wand, nicht zum Ohr, das lebt und die Worte aufnimmt.

Unsere Zeit ist reich an Monologen und arm an Dialogen. Selbst Leute, die einen echten Dialog suchen, finden ihn nicht immer. Jeder ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Seine Aufnahme ist blockiert, die Worte prallen an eine Barriere des Nichtverstehens. Das Ich bleibt auf das Ich beschränkt, es findet nicht zum Du. Die Verbindung zwischen zwei Menschen bleibt aus.

Bei Gott ist es – so lehrt uns das Judentum – anders. Von den ersten Seiten der Tora an erfahren wir, daß Gott hört, wenn Er angerufen wird. Adam spricht, und Gott vernimmt seine Rede. Und dies bedeutet immer zugleich: Gott reagiert auf die Worte, die ein Mensch an Ihn richtet. Wer zu Gott spricht, spricht nicht zu einer Wand, an der das eigene Wort abprallt und zurückgeworfen wird, wie ein Echo, das zum Ohr des Rufenden wiederkehrt. Bei Gott ist das Menschen Wort aufgenommen und verstanden; denn Er versteht das Menschen Sinn, seine Gedanken, selbst wenn sie nicht in Worte gekleidet werden.

Die Beziehung zwischen dem Geschöpf und seinem Schöpfer gleicht der Beziehung zwischen einem Kind zu seinem Vater. Man könnte auch sagen: zwischen einem Kind und seiner Mutter. Weil indessen im patriarchalen Bild der Bibel Gott als Mannesgestalt konzipiert wird – und jeder Leser weiß dabei, daß dies nur ein Bild, eine Chiffre ist, ein Versuch, das Unausprechliche anzudeuten – ist Gott der Vater. "Unser Vater", uns zugewendet.

Der Vater aus Fleisch und Blut mag die Anliegen seines Kindes nicht immer vertreten, so wie das Kind die Absichten und Wünsche seines Vaters nicht immer zu begreifen vermag und sich aufbäumt gegen ihn. Ein Generationenkonflikt entsteht, in welchem Vater und Kind sich nicht mehr erkennen. Der letzte der Propheten, Maleachi, weiß um diesen



Konflikt, und er kündigt von der Zusage, daß Elia, des Messias Vorbote, "das Herz der Väter zu den Kindern, das Herz der Kinder zu ihren Vätern zurückbringen" werde (3,23). Bei Gott ist es anders. Von ihm sagt Jesaja der Tröster (65,24): "Ehe sie (die "Gesegneten des Ewigen", Vers 23) rufen, antworte Ich, noch reden sie, und Ich höre schon." Der himmlische Vater läßt sich in keinen Generationenkonflikt hineinreißen.

Gott ist nicht nur der hörende Vater, er ist zugleich der befehlende König. Im ersten Satz der Tora tritt er auf

als der Schöpfer des Universums, durch dessen Wort alles geschieht. Er ist Elokim, Gott der Gerechtigkeit, und Er ist Haschem, Gott des Erbarmens und der Liebe. Ohne Gerechtigkeit bricht die Schöpfung, wie unsere Weisen in ihrem tiefen Eindringen in der Welt Gefüge erkennen, zusammen, bricht das Chaos aus, triumphiert die Brutalität über die Humanität. Ohne Erbarmen aber steigt des Menschen Schuld ins Uferlose, wird jedes neue Tun im Keim erstickt. Daher sind Gerechtigkeit und Erbarmen notwendig. Als Gott der Gerechtigkeit und des Er-

barmens herrscht Er über Sein Werk und bewahrt es vor der Katastrophe. Und als den Gott, der Schöpfung spricht der Mensch Ihn an als "unser König".

Die Kind-Vater-Beziehung wird damit erweitert um die Knecht-Herr-Beziehung. Die beiden Verhältnisse sind freilich wesentlich verschieden. Die Knecht-Herr-Beziehung bringt den schwächeren Teil in eine absolute Abhängigkeit. Mit dem Herrn kann der Knecht nicht wirklich diskutieren. Die Ungleichheit des Status führt zur Unterwerfung, zur Subordination. Der Gehorsam ist der passende Ausdruck dieser Beziehung.

Anders, wenn der Sohn seinem Vater begegnet: Er debattiert, argumentiert, sucht den Vater zu überzeugen und für sich zu gewinnen. Sohn und Vater stehen auf derselben Ebene. Gewichen ist die vertikale der horizontalen Lage. Im Gebet des Neujahrsfestes Rosch Haschana wird das Doppelverhältnis so formuliert:

"Heute stellt Er vor das Gericht alle Geschöpfe der Weiten: seien sie Söhnen, seien sie Knechten gleich. Wenn als Söhne, so erbarme Dich unser wie ein Vater, der sich über die Kinder erbarmt. Und wenn als Knechte, so sind unsere Augen auf Dich gerichtet, bis Du uns Deine Gunst erweist." (Hajom harat olam; Mussar)

Als "Vater" und als "König" gewinnt das Verhältnis zu Gott seine Tiefe, wird die Nähe um die Distanz erweitert und die Distanz durch die Nähe gemildert. Dabei dominiert die Nähe. Der Anruf im Awinu Malkenu, dem bekanntesten Gebet der Liturgie an den Jamim Noraim, beginnt mit der Vater-, nicht mit der Königsanrede. Und wenn in der Gemeinschaft alles drunter und drüber geht und Israel dem Verzweifeln nahe ist, bekennt das Volk: "Auf wen können wir uns noch verlassen? Auf unseren Vater im Himmel!" (Mischna Sota, IX,15).

In beiden Formen der Mensch-Gott-Beziehung bleibt der Dialog erhalten. Gott ist ansprechbar – dies ist die große Lehre des Judentums, die andere Religionen aufgenommen haben. Sei Er als "Vater", sei Er als "König" verehrt – der Mensch ist Sein Geschöpf, dem Er für immer verbunden bleibt.

Roland Gradwohl

AUS DEM INHALT

- | | |
|------------------------|---|
| Prof. Y. Amir: | Zum 25. Todestag von Martin Buber |
| C.C. Aronsfeld: | Von den ehemals deutschen Juden in England |
| Schalom Ben-Chorin: | Die schreibende Hand |
| Herbert Freedman: | Arik Scharon |
| Gabriel Ilan: | Spiel mit dem Feuer in einem Meer von Öl |
| Auszüge aus der "Zeit" | Das Unfaßbare begreifen lernen – Holocaust-Museen in U.S.A. |

Die schreibende Hand

In dem Gebet "Unethane Tokeph" des mittelalterlichen Märtyrers Rabbi Amnon aus Mainz, der zur Zeit der Kreuzzüge gelebt haben soll, findet sich die Formulierung: "Am Rosch Haschana wird es geschrieben und am Jom Kippur wird es besiegelt."

Damit soll gesagt sein, daß unser Schicksal und Leben von Gott in die vor ihm aufgeschlagenen Bücher des Geschickes eigenhändig verzeichnet werden.

Woher nimmt der Dichter dieses Piktur, die Vorstellung vom schreibenden Gott? Die Bibel spricht mehr vom redenden Gott, aber in der Mischna, im Traktat Nesikin, in den Sprüchen der Väter, finden wir zwei Aussagen über die schreibende Hand Gottes, das Wort des Rabbi Jehuda Hanassi, des Redaktors der Mischna: "Wisse was über dir ist, ein sehendes Auge, ein hörendes Ohr und alle deine Taten werden in das Buch eingeschrieben." (Aboth II,1).

Noch prägnanter ist vielleicht der zweite Spruch, der dem Rabbi Akiba zugeschrieben wird: "Das Notizbuch (Pinkess) ist geöffnet, und die Hand schreibt..." (Aboth III,20), ein Wort, das der verewigte Ministerpräsident Levi Eshkol gerne zitiert hat.

Natürlich haben diese Worte der Weisen eine gewisse Rückbeziehung auf biblische Quellen. So sagt Mose, nach der Sünde vom goldenen Kalb, zu Gott: "Lösche mich aus dem Buche, das du geschrieben hast" (Ex 32,32).

In diesem Zusammenhang wäre auch zu erwähnen, daß die ersten Tafeln des Bundes mit dem Finger Gottes beschrieben waren.

Auch die Schrift an der Wand im Buche Daniel (Dan 5,25-26), die das Gericht über Belsazar von Babylon mit den Worten ankündigt: "Mene mene Tekel upharsin" (gewogen und zu leicht befunden), die Heinrich Heine in seiner Ballade "Belsazar" inspirierten, wäre hier zu nennen.

Neben dem redenden Gott, der im Zentrum der biblischen Dialogik steht, zeigt sich immer wieder auch die Vorstellung von der schreibenden Hand Gottes.

Hat diese Metapher für uns Heutige mehr als eine historisch-philologische Bedeutung?

Spüren wir in der Tiefe des Gewissens noch etwas von dieser metaphysischen Buchführung im eigenen Leben, im Leben des Volkes und der Völker?

Ich meine, aus eigener Erfahrung eines langen Lebens, daß es vor allem die Hand hinter der Welt ist, die wir immer und immer wieder erkennen können.

Ich denke dabei nicht nur an die großen Ereignisse, die wir als Zeitgenossen erlebten, Holocaust und Errichtung des Staates Israel, Weltmacht und Untergang des Dritten Reiches, Aufstieg und Fall des Kommunismus - ich denke vor allem auch an die kleinen, so häufigen Indizente in unserem Leben.

Ereignisse fügen sich aneinander, in einer assoziativen Weise, die wir logisch nicht zu erklären vermögen.

Wer hätte solche "Zufälle", die keine Zufälle sind, nicht erlebt? Vielleicht nicht immer mit wachem Sinne, geschärft für die Erkenntnis einer leitenden Hand.

Mir ist es, als ob zuweilen ein Vorhang zurückgezogen würde, und wir für einen Augenblick die führende Hand gewahren, die Fäden zieht, die uns bewegen.

Diese Erkenntnis muß nicht in einen blinden Prädestinationsglauben führen, wie er im Christentum von Paulus über Augustinus bis zu Calvin reicht. Wieder können wir diese Erkenntnis in einem berühmten Worte des Rabbi Akiba zusammenfassen, die paradoxale Aussage: "Alles ist vorgesehen, aber die Wahl ist gelassen..." (Aboth III,19). Noch klarer wird es in einem talmudischen Leitwort: Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt" (Makoth 10b).

Damit will gesagt sein, daß die Grundentscheidung - zum Guten oder zum Bösen - bei uns selbst liegt, aber dann werden wir nach oben oder unten weiter geführt.

Das sehen wir heute so deutlich in der oft aussichtslos erscheinenden politischen Lage Israels. Fehler, die 1967 nach dem Sechstage-Krieg begangen wurden, rächen sich heute. Wir haben damals, in zögernder Entschlußlosigkeit, Wege gewählt, die sich als Sackgasse erwiesen. Wir haben Gebiete annektiert, aber nicht integriert, wir haben die Rechtsgleichheit im Kerngebiet von Israel und in den Gebieten von Judäa, Samaria und dem Gazastreifen nicht durchgeführt, wir haben in fast einem Vierteljahrhundert keine dialogische Beziehung zum arabischen Sektor gefunden. Das ist freilich nicht nur unsere Schuld, aber auch unser Versagen.

Wir haben bei alledem zu wenig oder gar nicht daran gedacht, daß die Hand hinter der Welt auch eine schreibende Hand ist, nichts bleibt unvermerkt und unbemerkt. Die schreibende Hand trägt ihre Schrift

in die Weltchronik ein, die immer wieder sichtbar wird, auch wenn wir meinen, daß sie aus dem Gedächtnis der Zeit längst gelöscht ist.

Wenn wir am Rosch Haschana in den Synagogen Israels und der Diaspora, nach alter Weise, den liturgischen Text sagen und singen: "Am Rosch Haschana wird es geschrieben und am Jom Kippur besiegelt", dann sollten wir das nicht nur als eine poetische Lizenz auffassen, sondern den Realgehalt dieses Gleichnisses für unser privates und kollektives Leben bedenken.

Die Tage zwischen Rosch Haschana und Jom Kippur werden als die zehn Tage der Umkehr im Jahresrhythmus des Juden interpretiert. Umkehr, "Theschuva", bedeutet aber auch "Antwort". Die Tage der Antwort sollten angebrochen sein, in welchen wir versuchen, auf die Grundfragen unseres Lebens zu antworten und der Welt klare Antworten zu geben auf die Fragen, die aus der politischen Konstellation an Israel gerichtet werden.

Eine Politik des Zögerns, des verhängnisvollen Schweigens, wo wir antworten müßten, kann nicht auf die Formel des Boethius gebracht werden: "O si tacuisses, philosophus mansisses" (Wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Philosoph geblieben).

Was als "Trost der Philosophie" gelten mag, gilt nicht für den Bereich der Politik.

Schweigen auf brennende Fragen der Zeit wird als verhängnisvolle Verstocktheit durch die Umwelt interpretiert, bestätigt das alte christliche Vorurteil gegen die "verstockten Juden".

Blicken wir auf die schreibende Hand in Geschichte und Leben, in den zehn Tagen der Antwort, die uns nicht nur zur Umkehr, sondern auch zur Aktivität rufen, "denn der Tag ist kurz... die Arbeit ist groß... und der Herr des Hauses drängt" (Aboth II,20).

Schalom Ben-Chorin

Gedanken über das Geschehene in Deutschland

Dr. Max Gruenewald, das letzte Überlebende Mitglied der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, hat an einer Zusammenkunft der ehemaligen Mannheimer in den USA teilgenommen und bei dieser Zusammenkunft viele seiner ehemaligen Schüler und Gemeindeglieder getroffen. Dr. Gruenewald war der letzte Rabbiner und Vorsitzende dieser Gemeinde vor dem Weltkrieg. Wir bringen nachstehend einige Gedanken, die Dr. Gruenewald bei dieser Gelegenheit geäußert hat.

Ob wir nun Überlebende im vollen Sinne des Wortes sind oder nicht, so haben wir wohl alle eine oder mehrere Lehren aus dem Geschehen in Deutschland gezogen. Ich möchte zwei derartige Lehren erwähnen.

Die erste: Juden mögen viele hunderte Jahre in einem Land gelebt haben, ohne es wirklich zu kennen. Einer meiner Vorfahren kämpfte unter Feldmarschall Blücher gegen Napoleon in der Schlacht von Ligny und wurde im Gefecht schwer verletzt. Obwohl verschiedene Mitglieder meiner Familie im deutschen Heer dienten, kannte meine Familie das deutsche Volk nicht.

Die zweite Lehre: Der Messias ist noch nicht gekommen! Er kam auch nicht für die Juden Frankreichs z.Z. der Revolution. Er kam auch nicht für die Juden Deutschlands, die fest davon überzeugt waren, daß außer der deutsch-jüdischen Kultur keine andere existiert. Auch ist er noch nicht in den Ländern gekommen, in denen die Juden glaubten oder jetzt glauben, daß sie das Ende der Geschichte erleben. Der Meschiach steht am Endpunkt der Geschichte, unserer Geschichte.

Wir sollten nicht vergessen, daß das rabbinische Diktum: אין סופין את היום - "Man soll das Ende der Tage nicht errechnen" - für die Juden gilt, für uns und nicht für andere Völker.

Dr. Max Gruenewald

Redaktionsschluß

Da die vorliegende Ausgabe des MB eine Doppelnummer ist, erscheint das nächste Blatt erst im Oktober 1990.

Redaktionelles Material, das für diese Ausgabe bestimmt ist, sollte bis spätestens 19. September 1990 an die Redaktion eingesandt werden.

Verlag Bitan Ltd. und Redaktion: Rambamstr. 15, Tel Aviv 65173, oder P.O.B. 1480, Tel Aviv 61014. - Verantwortlich: Zeev Estreicher, Tel Aviv. Registriert beim Hauptpostamt Jerusalem. - Druck: Arieli Press Ltd., Tel Aviv.
Neu: Fax: 03-664435

Allen unseren Lesern,

den Bewohnern unserer Eltern- und Wohnheime, den Mitgliedern unserer Seniorenklubs, den Mitgliedern des IOME und den Spendern des Solidaritätswerks unsere

besten Wünsche לשנה טובה

für ein Jahr der Gesundheit und des Friedens!

IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA

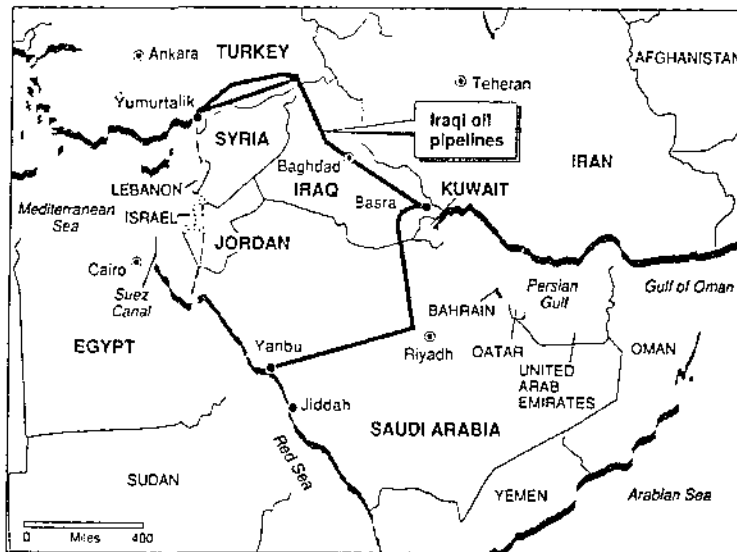
Spiel mit dem Feuer in einem Meer von Öl

Nach dem "Anschluß" Kuwaits an den Irak: UNO beschlußfreudig

Weitet sich die neueste Krise am Persischen Golf zu einer Weltkrise aus? Folgt ein neues Korea-Abenteuer? Eventuell sogar ein neues Vietnam? Fragen über Fragen, auf die zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, keine Antwort möglich ist, nicht nur aus politischen, sondern auch aus redaktionellen Gründen. Die Umständlichkeiten der technischen Herstellung des "MB" machen für diese erweiterte Ausgabe den Redaktionsschluß, einige Zeit bevor der Leser sie zu Gesicht bekommt, zur leider unvermeidlichen Notwendigkeit. Dafür bitten wir um Verständnis und Nachsicht.

"Schlächter von Bagdad" - "Despot des Irak" - "Größenwahnsinniger Hitler-Imitator im Nahen Osten" - mit diesen und ähnlichen schmückenden Beiworten wurde der Herrscher des Irak, Saddam Hussein, von der Weltpresse nach dem "Anschluß" des Ölscheichtums Kuwait bedacht. Mit Recht. Daß der Weltsicherheitsrat der UNO auf amerikanische Initiative mit so ungewohnter Schnelligkeit auf diese irakische Aggression reagierte, muß angesichts der nicht gerade ruhmreichen Geschichte und Tradition dieses Gremiums positiv verzeichnet werden. Sofort wurde ein Embargo gegen den Störer der öffentlichen Weltordnung verhängt; man will ihn zunächst einmal wirtschaftlich auf die Knie zwingen. Ob die UNO-Resolution auch eine Blockade einschließt, darüber sind sich die Juristen nicht ganz einig. In jedem Falle erfordert eine Blockade zu ihrer Rechtswirksamkeit die Effektivität, und da sind Zweifel angebracht, ob tatsächlich die arabischen Staaten, auf die es ankommt, die lückenlose Abschottung ihrer irakischen Bruder-Nation durchführen werden oder auch nur wollen.

Dies hat nicht nur wirtschaftliche, sondern auch eminent politisch-nationale, nationalistische Gründe. Die vorerwähnte UNO-Sicherheitsrat-Resolution erlaubte den Amerikanern, eine Streitmacht von Panzern und Flugzeugen im Nahen Osten zusammenzuziehen, um die saudische Grenze vor einem Einfall der Iraker à la Kuwait zu schützen, und gleichzeitig - im Verein mit einigen anderen Westmächten - mit einem Flottengeschwader in der Golf-Region aufzukreuzen, an sich eine beeindruckende Machtdemonstration, darauf berechnet, den "Verrückten von Bagdad" vor weiterer Ausdehnung seines Machtbereichs abzuhalten und vor allem die für die amerikanische Ölversorgung unerläßlichen saudischen Ölquellen und Raffinerien zu schützen. Ihnen zur Seite steht - und dies ist der neue, unerwartete Aspekt der Golf-Krise - eine Art panarabischer Eingreifreserve unter ägyptischer Führung mit demselben Ziel, doch im Ernstfall wohl anderer Taktik: Drohgebärden, denen der letzte Ernst fehlt und bei denen man Saddam Hussein hinter vorgehaltener Hand zu verstehen gibt: es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Dafür liegen z.Z. zugegebenermaßen keine Beweise vor. Doch die



arabische Welt stellt keine einheitliche, geschlossene Front gegenüber dem Irak dar, und selbst der an sich erstaunliche Konsens Washington - Moskau zu Beginn der Golf-Krise kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es die Sowjets mit dem Abzug ihrer etwa 1000 militärischer Berater aus dem Irak keineswegs eilig hatten. Daß Libyen und die PLO sich sofort auf die Seite Saddam Husseins schlugen, nimmt nicht wunder. Was für die psychologische Situation, für die Wirkung von Saddams Einfall in Kuwait bezeichnend und erschreckend ist, ist der Begeisterungstaukel der arabischen Volksmassen - von der Westküste Nordafrikas bis zum Indischen Ozean - die in Saddam Hussein, wenn nicht den neuen Saladin der Kreuzzugszeit, so doch den, allerdings schmählich gescheiterten, Abdel Nasser sehen, den Befreier vom Joch der Fremdherrschaft. Gemeint sind damit im wesentlichen die Amerikaner, deren erneuter militärischer Aufmarsch im Middle East Groll und Feindseligkeit hervorruft.

Die öreichen Scheichtümer am Persischen Golf sowie das korrupte saudische Königshaus werden schon seit Jahren als arrogante "Großfürsten" gehaßt und verdammt; nunmehr haben sie sich auch noch das Schimpfwort eingehandelt, der USA Vasallen zu sein, auf nichts anderes bedacht, als sich ihrer Erdöl-Reichtümer zu versichern und daraus für sich und ihre Großfamilien märchenhafte Profite herauszuschlagen. Saddam Husseins Beschuldigung, diese Scheichs und Emire bereichern sich

am arabischen "Volksgut", findet weitgehend Zustimmung beim arabischen Mann auf der Straße, nicht nur in Gaza, Tulkarem und Nablus, sondern auch in Kairo, wo die Opposition gegen Mubarak wächst, der, von den muslimischen Fanatikern als gotteslästerlicher Helfershelfer der verhaßten Amerikaner gebrandmarkt wird. Auch daß Israel in diesem Zusammenhang eine negative Rolle zugewiesen wird, nimmt nicht wunder. Saddam Hussein ging sogar so weit, die Propagandalüge von israelischen Piloten in amerikanischer Uniform und von israelischen Flugzeugen mit amerikanischen Markierungen in die Welt setzen zu lassen. Er hat nicht nur von Hitlers Taktik in der Kuwait-Anschlußfrage gelernt, sondern auch einiges von Goebbels' Methoden übernommen. In der westlichen Welt mag man dieses Lügengewebe als sich selbst ad absurdum führend abtun, in der arabischen Welt in ihrem jetzigen fanatisierten Zustand, wo man neugeborene Söhne mit dem Namen Saddam Hussein registrieren läßt, wird auch der barste Unsinn geglaubt.

Doch all das dürfte verblasen, wenn Saddam Husseins Propaganda-Coup vom 12. August gelingt, d.h. wenn sein Vorschlag, die Golf-Krise dadurch zu bereinigen, daß alle sich zurückziehen: Die Israelis aus dem Westufergebiet und Gazastreifen, die Syrer aus dem Libanon, Iranier und Iraker aus einigen immer noch strittigen Grenzgebieten, die Amerikaner und andere, nicht-arabische Streitkräfte von der arabischen Halbinsel und die UNO ihren Saktionsbeschluß gegen Irak

aufhebt. Über das Schicksal Kuwaits werde man später reden. Die Beute seines Blitzkrieges will er sich mithin keineswegs wieder entreissen lassen...

US-Präsident Bush hat diesen für primitive arabische Gemüter bestechenden "Pauschal-Entwurf" glattweg verworfen und als das bezeichnet, was er in der Tat darstellt: Ein Versuch, die - vorerst noch mehr oder weniger geeinte Front gegen den Irak aufzuspalten und Zwietracht unter diesen Anti-Hussein-Zweckverbündeten zu säen. Bush's schnelle Reaktion auf das irakische Vorgehen gegen Kuwait lief ja gerade darauf hinaus, zu zeigen, daß kriegerische Aggression sich heutzutage eben nicht mehr bezahlt machen darf! Der Versuch, ein Junktim zwischen Golfkrise, Syriens Expansionsgelüsten im Libanon und Israels Okkupation des Westufergebiets, die die Intifada zur Folge hatte, herzustellen, ist ein solch durchsichtiges, abgefeimtes Propaganda-Manöver, daß man sich wundern muß, wie an sich gemäßigte arabische Intellektuelle in Ostjerusalem und in Nablus darauf hereinfallen und es positiv bewerten können. Auch dies hinwiederum beweist die unterschwellige Sympathie für den starken Mann in Bagdad, der sich nun sogar den Mantel eines Staatsmannes umhängt in der Absicht, die Welt zu täuschen, um ihn in seinen Großmacht-Gelüsten nicht weiter zu behindern. Er spekuliert, wie Hitler es mit so enormem Erfolg tat, auf den Appeasement-Wunsch des Westens und der Scheichtümer, die eine schieflüch-friedliche Konfliktregelung einer kriegerischen Auseinandersetzung vorziehen, welche diesmal unausdenkbare Folgen nach sich ziehen könnte. Und das ist die große Gefahr des Saddamschen Lösungsvorschlags für die Golf-Krise: Sie würde den "Schlächter von Bagdad", dem Teufelskerl, der mit Giftgas und Bakterien-Raketen droht, auch noch mit der Glorie des Friedensstifters umkränzen.

Gabriel Ilan



**LILIAN
MODELL**

für die elegante Frau,
auch Größen nach Mass.
Reiche Auswahl an Kleidern,
Kostümen, Mänteln aus
unsere oder mitgebrachten
Stoffen
FABRIKPREISE

LILIAN MODELL

Schatzstr. 2,
Ecke Dizengoffstr. 160
T.A. Tel. 03-227870

Tagung der Landesleitung des IOME

Am 17.7.90 fand im Grand Beach Hotel in Tel Aviv eine Sitzung der Landesleitung des IOME statt, von der wir einen Kurzbericht bringen.

In Abwesenheit von Prof. P. Alsberg eröffnete Präsidiumsmitglied Jakob Hirsch, Jerusalem, die Sitzung. Zu Beginn sprach Z. Estreicher Worte des Gedenkens zu Ehren der Mitglieder, die seit der letzten Sitzung verstorben sind: Gerhard Walbach; Dr. Schlomo Kroll; Prof. Sch. Samburski und Dr. Eran Laor.

Generalsekretär Uzi Werner legte einen Geschäftsbericht vor. Das Projekt unseres Elternheims in Ramat-Chen wird weiter behandelt, ist jedoch wegen der überhöhten finanziellen Forderung der Israel Lands Authority noch nicht zum Abschluß gekommen. Im Siefried Moses Heim, Jerusalem, ist die Renovierung aller Zimmer abgeschlossen und im Anita Müller-Cohen Heim in Ramt-Chen wird in Kürze mit dem Bau von acht zusätzlichen Wohneinheiten begonnen. Die Ortsgruppe Haifa hat einen Bauplatz in Achuzat erworben, auf dem in Zukunft ein neues Elternheim errichtet werden soll.

Nach den Sommerferien sind eine Anzahl von Seminaren für die leitenden

Mitarbeiter in unseren Heimen geplant. Ein zentrales Einkaufssystem, welches zu Budgetersparnissen führen soll, ist z.Z. in Vorbereitung.

Das Hotel Yaarot Hacarmel hat trotz neuer Leitung und beachtlicher Renovierungen sowie Verbesserungen mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die hauptsächlich auf die politische und wirtschaftliche Situation zurückzuführen sind.

In Abwesenheit von Oded Baumann aus Krankheitsgründen berichtete Uzi Werner über die Tätigkeit des Solidaritätswerks. Er hob die Tatsache hervor, daß das Solidaritätswerk dem IOME nahezu NIS 1,5 Millionen per annum aus den Spenden seiner Mitglieder und Freunde für die verschiedenen Gebiete der Sozialarbeit zur Verfügung stellt. Für 1991 ist eine Feier des 50-jährigen Bestehens dieses wichtigen Teils unserer Organisation vorgesehen.

Ferner wurde über unsere Bemühungen berichtet, sich finanziell an der Errichtung einer im Bau befindlichen Gedenkstätte für die untergegangenen jüdischen Gemeinden in Deutschland auf dem Gelände von Yad Vashem in Jerusalem zu beteiligen.

Die bis jetzt eingegangenen Summen aus unserem Kreise sind nicht ausreichend. A. Frank, der im März eine Besichtigung an Ort und Stelle für unsere Mitglieder leitete, wandte sich anschließend an die Mitglieder der Landesleitung mit der Bitte, sich persönlich und beispielgebend an dieser Gedankaktion zu beteiligen.

Unsere soziale Tätigkeit in den drei Ortsgruppen wird mit großem Eifer fortgeführt. Die Kupa Eser hilft nach wie vor mit Anleihen, erfreulicherweise letzthin auch zu Gunsten von einer Reihe von Neueinwanderern aus Mitteleuropa. - Wir haben beschlossen, unsere Seniorenklubs diesen Sommer nicht zu schließen, da viele alleinstehende Mitglieder im Lande verbleiben und an Einsamkeit leiden.

Frau Gabriela Blum, die neue Redakteurin des MB, wurde den Mitgliedern vorgestellt und ihr viel Erfolg in ihrer neuen Aufgabe gewünscht.

Inge Sadan von der Leitung der in Israel lebenden Mitglieder der Kindertransportgruppen, die 1938/39 aus Deutschland, Österreich und der CSR nach England gerettet wurden, berichtete über die Tätigkeit dieses

Menschenkreises. Mit Genugtuung teilte Uzi Werner mit, daß sich eine Anzahl der mehrere hundert Mitglieder zählenden Gruppe bereits dem IOME angeschlossen hat und daß wir uns von der Zusammenarbeit mit diesem aus typischen Vertretern unserer Nachfolgegeneration bestehendem Kreis viel versprechen.

Dr. Jacob Bach, der Vorsitzende der Finanzkommission, berichtete ausführlich über deren Tätigkeit. Dr. Efraim Kost trat auf eigenen Wunsch als Mitglied dieser Kommission zurück. Es wurde ihm der Dank der Landesleitung für seine langjährige Tätigkeit ausgesprochen. Adin Talbar wurde an seiner Stelle nominiert und gewählt.

Es folgte eine erfreulich rege und detaillierte Diskussion, an der sich eine große Zahl von Vertretern der verschiedenen Ortsgruppen beteiligte, über die wir jedoch aus Platzmangel nicht berichten können. Abschließend dankte der Vorsitzende Jakob Hirsch den Teilnehmern und schloß die Sitzung.

IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA
MOADON JOM
Bnei-Brith Haus, 10, Kaplan St., Tel Aviv

Liebe Freunde,

Wir freuen uns, Ihnen mitzuteilen, daß unser Klubheim nach der Sommerpause am

Montag, den 1. September 1990

seine Tätigkeit erneut aufnehmen wird.

Das Kulturprogramm mit dem Namen der Redner und die Themen der Vorträge wird nach Eröffnung bekannt gegeben werden.

Kurse:

Englisch für Anfänger und Fortgeschrittene, Handarbeit, Physiotherapie, Tenach, Bridgekurse für Anfänger und Fortgeschrittene.

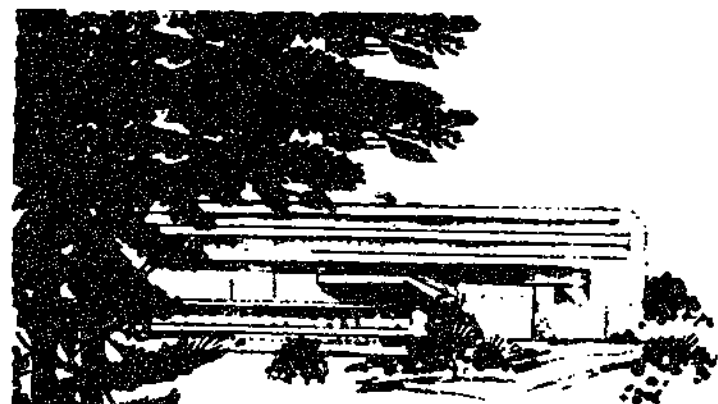
Minibus von Ihrer Wohnung zum Bnei-Brith Haus und zurück (gegen minimale Kostenbeteiligung).

Der Klub ist jeden Sonntag-Montag-Mittwoch von 9.30 - 19.30 Uhr geöffnet.

Weitere Informationen bei der Leiterin des Moadon: Ditta Weiner, Tel: 216102.

Wir hoffen auf Ihr regelmäßiges Erscheinen.

IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA



Hotel
YAAROT HACARMEL
Health Resort and Recreation Center

NIS 174.- pro Tag*

Ein Paradies für Urlauber
und Rekonvaleszenten.

4 Mahlzeiten pro Tag - koscher.
Diät, falls erforderlich.

Schwimmbad, Tennisplatz.

Auskunft und Anmeldung telefonisch
04-229144

* Basiert auf Umrechnungskurs \$ 1.- = NIS 2.-



Zum 25. Todestag von Martin Buber

Was kann Gershom Scholem mit dem überspitzten Wort gemeint haben, das er nach Bubers Tod geäußert hat: Buber war einer der größten Lehrer unserer Zeit, aber er hat keinen einzigen Schüler gehabt? Zunächst wird er an sich selbst gedacht haben. Er hat oft unumwunden zugegeben, daß es Bubers erste chassidische Schriften waren, die ihn selbst in seiner Jugend, bei seiner Suche nach den eigentlichen Schöpferkräften des Judentums, entscheidend bestimmt haben, seinen Blick auf die jüdische Mystik zu lenken. Aber eben die Erforschung der Welt der Kabbalah, die er dann zu seinem Lebenswerk gemacht hat, brachte ihn in einen schneidenden Gegensatz zu Buber, den er beschuldigte, die chassidische Lehre nach Motiven seiner eigenen Religiosität umgefärbt zu haben. Er hatte also Buber als großen Lehrer erfahren, war aber nicht sein Schüler geworden. Was veranlaßte ihn aber, diese seine Erfahrung zu verallgemeinern? Es sind in der Tat noch viel extremere Fälle solcher Ambivalenz in der Beziehung zu Buber zu nennen. Hans Kohn hat 1929 das erste umfassende Buberbuch geschrieben, in dem er seinen Meister in einem großartigen Wurf in die geistige Universalgeschichte seiner Zeit eingeordnet hat. Aber unmittelbar darauf verließ er nicht nur das Land, sondern auch seine ganze, in Buber fundierte, zionistische Vergangenheit und wurde zu einem weltweit anerkannten Fachmann für das Wesen des Nationalismus, aus dem nun aber die jüdische Nationalidee ausgeklammert blieb. Ähnliches hat sich später in Amerika abgespielt bei Malcolm Macdonald, der von seinem eigenen Buberbuch von 1960, "M.B., Jewish Existentialist" in aller Form abgerückt ist. Etwas anders betrachtete sich Walter Kaufmann, der als Jugendlicher in Deutschland noch stark unter Bubers Einfluß gestanden hatte, später als amerikanischer Philosoph als ein aufsässiger Buberjünger.

Damit kommen wir zu dem Phänomen, das vielen von den Lesern dieses Blattes noch aus ihrer eigenen Vergangenheit erinnerlich sein wird, Bubers Platz in der jüdischen Jugendbewegung. 1928, im Ausblick auf eine neue Friedenswelt, muß von Bubers Wort und Gestalt eine geradezu hypnotische Wirkung ausgegangen sein. Wieviele von den Jugendlichen von damals mögen aber in späteren Jahren über die Zeit ihrer eigenen "Bubertät", wie man dann sagte, gespottet haben! Menahem Dormann hat uns in dem Gedenkband zu Bubers 100. Geburtstag von der ersten bündischen Alija aus Deutschland erzählt, die 1926 unter Verlesung einer Buberrede beschlossen wurde und wie diese Gruppe sich später Buber entfremdet hat. Wieviel tiefer später

Menahem Hermann Gerson und seine "Werkleute" mit Buber verbunden waren, davon überzeugt der 2. Band von Bubers Briefwechsel, der jetzt auch in hebräischer Übersetzung vorliegt. Aber der 3. Band zeigt, wie mit der Wendung vom Kibbuz Hazorea zu einem strengen Marxismus diese Verbindung trotz aller menschlichen Bemühungen zu einem jähen Abriß kommt. Und eine nach Jahrzehnten dort veranstaltete Gedenkausstellung konnte nur ein stark verkürztes Bild von Buber zur Anschauung bringen.

Daß Juden - und keineswegs nur jugendliche - von Buber fasziniert werden, ihm zentrale Impulse für ihr Leben verdanken, später aber sich von ihm abwenden, ist ein Vorkommnis, das so häufig zu belegen ist - die gebotenen Beispiele liessen sich mit Leichtigkeit vermehren - daß wir eine Erklärung für es zu suchen haben werden. Gibt es in Bubers eigenem Denken ein Moment, das beides, die ungeheure Anziehung und das nachmalige Ungenügen, begreiflich machen könnte? Wenn wir uns nicht mit dem landläufigen Gerede von der Suggestionskraft seiner, bildreichen Sprache begnügen wollen, so kann uns vielleicht einer seiner Buchtitel einen Hinweis geben, nämlich "Pfade in Utopia". In dem so betitelten Buch geht es Buber um die Rehabilitation der von Karl Marx als "utopisch" abgewerteten gesellschaftlichen Versuche des Frühsozialismus. Die Versuche bleiben ihm bedenkenswert, weil sie von dem utopischen Charakter ihres Beginns nicht kapitulieren, sondern dennoch "Pfade" bahnen und damit dem Utopischen seine Weglosigkeit nehmen. Mir scheint, daß damit etwas zu Bubers eigener Produktion im ganzen ausgesagt ist. Sie bewegt sich auf einem Gelände, das der Aussage entzogen zu sein scheint, und verzichtet dennoch nicht auf den Versuch, noch hier "Pfade" der Aussagbarkeit zu finden. Alles, worüber man sprechen kann, faßt sich bei ihm zu einem Reich des "Es" zusammen. Hier kann die Aussage definieren, zu deutsch: grenzen. Dem Reich des Es aber steht das Du gegenüber, und "Du grenzt nicht". Wie soll also von ihm gesprochen werden? Und dennoch kann ein Buch "Ich und Du" nicht geschrieben werden, wenn es keine Weise gibt, vom Du zu sprechen. Es muß also ein "Pfad in Utopia" gebahnt werden, der das Du aussagbar macht.

Um von einer ganz anderen Seite dieser Produktivität zu sprechen, sollten wir nicht eigentlich sagen, daß Buber-Rosenzweig die Bibel in ein utopisches Deutsch übersetzt haben? Gerade wenn wir die Motive verstehen, verstehen und auch billigen, die den Übersetzern die Feder geführt haben, müssen wir doch gestehen, daß dies nicht die Sprachlage ist, in der etwa die

Stammväter das, was sie auf hebräisch gesagt haben, auf deutsch gesagt hätten, wenn sie deutsch gesprochen hätten. Und dennoch mußten Buber und Rosenzweig so und nicht anders übersetzen, wenn alles zum Tragen kommen sollte, was im hebräischen Wortlaut mitschwingt. Es ist ein utopischer, aber unumgänglicher Versuch, auf deutsch hebräisch zu sprechen. Je genauer wir das Hebräische erfassen, ohne über Sprachtiefen hinwegzulesen (oder genauer: hinwegzuhören), umso sicherer werden wir der utopischen Richtigkeit der Übersetzung gewahr.

Des Utopischen in diesem Sinne war Buber sich bis zu einem gewissen Grade bewußt, gerade da, wo die Ich-Du-Beziehung am unmittelbarsten in sein eigenes Leben trat, nämlich in seiner Beziehung zu Franz Rosenzweig. Am 28.9.22 schreibt er ihm: "Sie müssen doch gemerkt haben (damals sagten die beiden noch Sie zueinander), daß ich im Verkehr mit Ihnen... die reine Äußerung pflege, wie man sie, in einem irgendwie messianischen Traumwunsch, im Verkehr mit allen Menschen pflegen zu dürfen sich wünscht." Buber muß hier das "Traumhafte" zu Hilfe rufen, wo es um das geht, was er zeitlebens als die "Wirklichkeit" zu rühmen liebte.

Am ärgsten ist Bubers Stellung zur Religion von dem Bewußtsein des Utopischen besetzt. Was ihm wahrhaft als Offenbarung gelten darf, kann nichts Mittelbares enthalten: "Sie steht auf keiner Tafel verzeichnet." "Das ewige Du kann seinem Wesen nach nicht zum Es werden... Und doch machen wir (es)... immer wieder zum Es... unserem Wesen nach." Er muß also anerkennen, daß es in der Menschenwelt für die Offenbarung, wie er sie allein glaubt, keinen Raum geben kann, daß dieser sein Glaube also - utopisch ist. Bubers Schriften

über die Bibel legen Zeugnis davon ab, daß er aus dieser Erkenntnis die Folgen gezogen hat.

Wir können dem innerlich notwendigen Grundzug, der Bubers Denken allenthalben am Rande der Utopie entlanggehen läßt, hier nicht weiter nachgehen. Es ist nicht unsere Sache zu entscheiden, wie weit Bubers politische Ansichten und Forderungen seinem eigenen, leidenschaftlich verfochteten Anspruch genügen, Realpolitik zu sein oder ob und wie weit sie die Grenze zum Utopischen überschreiten. Aber es dürfte letztlich dieses bestimmende Moment sein, das in den verschiedensten Variationen immer wieder Anziehungs- und Abstoßungskraft der Gestalt Bubers bewirkt hat. Einzelne und Gruppen, die theoretisch und praktisch in unserer Welt ihren Weg zu finden haben, können aus einem grenzhaften Denken gewaltige Impulse gewinnen, müssen sich aber an irgendeinem Punkt von ihm abstoßen. Eine Periode aus Bubers Leben darf aber kein Jude aus Deutschland vergessen: Die beginnende Nazizeit, als Bubers Konzeption der Erwachsenenbildung vor einem innerlich zusammenbrechenden Judentum ungeahnte Ideale aufrichtete und damit das Leben unverhofft wieder sinnvoll machte. Daß Buber uns damit, wie ein Psychologieprofessor vor einigen Jahren gemeint hat, hätte bereden wollen, Deutschland nicht zu verlassen, ist damals bestimmt niemandem von uns in den Sinn gekommen. Aber damals war Bubers Utopismus die einzige Wirklichkeit, die die Kraft hatte, uns wieder Boden unter den Füßen zu geben. Und wenn wir als aufrechte Juden aus der angehenden Nazihölle herausgekommen sind, dann ist dies ein Faktor, ohne den jede Abrechnung mit dem Utopischen in Buber unvollständig bleibt.

Yehoshua Amir

LEIDEN SIE AN NACKEN-, SCHULTER- UND RÜCKENSCHMERZEN?

Shiatsu-therapeutischer Massage-Therapeut (US-Diplom) wird Ihnen baldige Schmerzlinderung bringen.

Schmerzlinderung besonders bei Kopfschmerzen und Migränen -
rheumatischen Krankheiten - Beschwerden der Atemwege -
Frauenkrankheiten und Wechseljahr-Beschwerden.

INDIVIDUELLE THERAPIE

Integration der Körperstruktur (nach Dr. Ida Rolf),
Akkupressur, Reflexologie, Touch for Health, Polarity,
Entspannungstechniken.

Für Besuchszeitbestimmung rufen Sie bitte bei
Gabriel Rosenthal an.
Telefon: 03/470932.

Das Unfaßbare begreifen lernen

In den Vereinigten Staaten sollen drei große Holocaust-Museen eröffnet werden

Alter und Geschlecht genügen. Wenn der Besucher diese beiden Daten dem Computer eingegeben hat, bekommt er von dem Automaten eine Kennkarte ausgehändigt. Es wird der "Paß" eines europäischen Juden sein, eines Mannes aus Berlin vielleicht, einer Frau aus Warschau oder eines Kindes aus Amsterdam, die zu der Zeit, als sie deportiert und in die Vernichtungsmaschinerie Hitler-Deutschlands transportiert wurden, genauso alt waren, wie der Besucher jetzt ist. Danach wird der Besucher den 2 stündigen Rundgang durch das Holocaust-Museum der Vereinigten Staaten antreten.

Er wird, in der Hand die Karte seiner "Begleitperson", vom erfüllten Leben des europäischen Judentums vor dem 2. Weltkrieg und von den Anfängen der Judenverfolgung im Dritten Reich erfahren; er wird in Filmen, Bildern und Tondokumenten den Kriegsbeginn und das Warschauer Ghetto erleben; er wird in einem Viehwagen stehen, einem für die Transporte der Juden benutzten echten Eisenbahnwaggon, und in einer Baracke verweilen, die aus Birkenau herangeschafft wurde, mit Liegepritschen aus Auschwitz und aus Majdanek; Häftlingskleidung, Utensilien, Photos, Zähne, Mauern verdichten die Atmosphäre, die auf das Inferno vorbereiten soll.

Wo die Skelette in den Gaskammern und die Verbrennungsofen den Besucher im Bild mit dem Unfaßbaren konfrontieren, wird eine brusthohe Wand den Eltern die Entscheidung überlassen, ob sie es die Kinder sehen lassen wollen oder nicht. "Einige Dinge werden für den Betrachter fürchterlich sein", sagt Sam Eskenazi vom Holocaust Memorial Council in einem der Gebäudetürme werden die Wände ringsum Portraitphotos zeigen, 20.000 Köpfe, 20.000 Menschen – die Opfer eines einzigen Tages, als die Vernichtungsmaschinerie auf Hochtouren lief.

Erst am Ende des Rundganges, nachdem der Besucher die Öffnung der Todeslager durch sowjetische und amerikanische Soldaten und das Zeugnis von Überlebenden auf einer Großleinwand miterlebt hat, erst dann erfährt er, welches das Schicksal seines gleichaltrigen Gefährten auf der Kennkarte gewesen ist, wann und wo dessen letzte Spuren belegt sind. In einer Gedenkhalle kann der Besucher seine Gedanken sammeln, in einer Halle mit vielen Kerzen.

Im April 1993 sollen die ersten Besucher das Holocaust-Museum der Vereinigten Staaten betreten können. Ende des Jahres soll der Bau hochgezogen sein, und dann wird ihn keiner der Millionen Touristen übersehen können. Nur 400 m

vom Obelisken des George-Washington-Denkmal entfernt, am Rande der Mall, des seelischen Gravitationszentrums der patriotischen Amerikaner, werden ungewöhnliche Strukturen das Bild des Gebäudeblocks zwischen Raoul-Wallenberg-Platz und 14. Straße dominieren.

Streit um das Konzept

Schon die Lage des neuen Museums, zwischen den Monumenten der politischen Geschichte des Landes und den Smithsonian-Kunstsammlungen, soll den Grundgedanken sichtbar machen, daß Allerschlimmstes geschehen kann, wenn sich die kulturelle Substanz einer Nation von der Moral löst.

Eigentlich hätte das United States Holocaust Memorial Museum schon in diesem Jahr eröffnet werden sollen. Doch es hatte Widerspruch gegeben. Den einen gefielen die Entwürfe von James Ingo Freed nicht, anderen war die Lage zu prominent; einer dritten Gruppe paßte das ganze Konzept nicht: Eine nationale Gedenkstätte für die jüdischen Opfer Hitler-Deutschlands, wozu? Was hat Washington damit zu tun? Und was ist mit den anderen, den nichtjüdischen Opfern? Während in Washington noch gestritten wurde, vielen andernorts Entscheidungen.

In Los Angeles beschloß das Simon-Wiesenthal-Zentrum, neben dem bestehenden, beengten Holocaust-Museum einen mächtigen Neubau zu errichten. In New York steckte der Eifer an. Gouverneur Cuomo befand, daß keine Stadt der USA so wie New York berufen sei, das Gedächtnis der Opfer des Holocaust zu pflegen; an der Südspitze von Manhattan, gegenüber Ellis Island, dem Ort der Ankunft aller Einwanderer aus Europa, und, vielleicht noch gewichtiger als dies, gegenüber der Freiheitsstatue.

Eine Kompromißformel

Elie Wiesel übernahm den Vorsitz einer Kommission, die über Charakter und Art der Einrichtungen (kein Projekt kostet weniger als 100 Mil Dollar) in allen Einzelheiten entscheiden sollte. Das Weiße Haus ging davon aus, daß eine nationale Gedenkstätte für die jüdischen Opfer des Nazireichs geschaffen werden sollte.

Darüber brach eine heftige Kontroverse aus. Sie entzündete sich an der Frage, was das Wort "Holocaust" eigentlich meine und welchen Platz in der Geschichte des Holocaust die nichtjüdischen Opfer haben sollten. Mit religiösen und philosophischen Argumenten wurde eine im Grunde politische Debatte geführt.

Es gab im wesentlichen zwei Denkschulen. Michael Berenbaum, der heutige Projektdirektor des Holocaust-Museums in Washington, stellt sie folgendermaßen dar:

Die eine, personifiziert durch Simon Wiesenthal, sei davon ausgegangen, daß das Wort Holocaust die systematische Ermordung von elf Millionen Menschen beinhalte. Sechs Millionen dieser elf waren Juden, also Menschen, die allein wegen ihres Judentums getötet wurden. Weitere fünf Mio waren Nichtjuden; sie wurden aus unterschiedlichen Gründen in die Vernichtungsmaschine getrieben, aber auch sie seien Teil des Holocaust gewesen. In der Definition Wiesenthals übersteige Holocaust also die Grenzen der jüdischen Gemeinschaft. Dem habe die andere, von Elie Wiesel dominierte Denkschule heftig widersprochen. Sie sei motiviert gewesen von der Angst, daß man, im Ergebnis der Wiesenthal-Definition, zwar noch eine Weile von den sechs Millionen Juden reden werde, letztlich aber nur noch der elf Mio Opfer insgesamt gedenken werde. Das spezifische, unverwechselbare Vermächtnis der ermordeten Juden werde damit unweigerlich ausgelöscht.

Es gab lange Verhandlungen, innerhalb der Kommission wie auch zwischen der Kommission und dem Weißen Haus, denn schließlich war es ja die Aufgabe des Präsidenten, den Rahmen für das Holocaust-Museum zu bestimmen und also auch die Frage der Berücksichtigung von nichtjüdischen Opfern zu entscheiden.

Der Kompromiß wurde in der fortan von Carter benutzten Formel gefunden, wonach die Opfer des Holocaust "sechs Millionen Juden und Millionen anderer" Menschen gewesen sind. Elie Wiesel spitzte diese Formel in seinem Vorwort zum Arbeitsbericht der Kommission an den Präsidenten auf die wie gemeißelt stehende Aussage zu: "Während nicht alle Opfer Juden, waren, waren alle Juden Opfer."

Der Anlaß für die Amerikaner, über den Holocaust tiefer nachzudenken und auch darüber zu reden, war die unter diesem Titel laufende Fernsehserie in den Jahren 1975/76. Plötzlich wurde man sich der Tatsache bewußt, daß die Zahl der Holocaust-Überlebenden sehr schnell abnehmen werde, daß viele von ihnen in den USA Aufnahme gefunden hatten und daß man sich eilends um ihr Zeugnis bemühen müsse, auch wenn die meisten nichts dringlicher wünschten als darüber zu schweigen.

Andere zwingende Motive fanden sich in Los Angeles, wo der Besucher des neuen Museums in einer nachgebauten Berliner Straße

aus dem "Café Kranzler" heraus Mitläufer-Dialoge vernehmen wird, ist Toleranz als Quintessenz des Holocaust zum Leitmotiv erklärt worden: Aus dem Holocaust lernen "Beit Hashoah" – Museum der Toleranz – heißt das Museum, dessen Entwürfe die Errichtung eines orientalischen Tempels vermuten lassen.

Auch New York nennt eigene Gründe für sein Holocaust-Museum: Die größte jüdische Gemeinde habe sich in dieser größten Stadt Amerikas mit der größten Zahl an KZ-Überlebenden etabliert; die jüdische Gemeinde New Yorks habe wie keine andere das Erbe des europäischen Judentums übernommen und sei für die Existenz Israels der stärkste Garant. "Museum des jüdischen Erbes" soll der neue Komplex am Battery Park deshalb heißen. Er wird ganz dem Gedenken an die sechs Millionen ermordeter Juden gewidmet sein, die man im Laufe der Zeit alle namentlich zu erfassen versuchen wird.

Hat die Pflege der Holocaust-Erinnerungen nicht auch Alibi-funktion? Soll ein Schuldgefühl der Amerikaner wie der amerikanischen Jugend damit verdrängt werden? Lange hat man sich mit der – berechtigten – Schuldzuweisung an die Deutschen begnügt, an die Henker unter ihnen wie an die schweigenden Mitwisser. Erst seit 10 bis 15 Jahren etwa wird auch die Frage nicht mehr unterdrückt, warum denn der Präsident der Vereinigten Staaten, der von den amerikanischen Juden besonders verehrte Roosevelt, zur Abwendung des Holocaust nichts unternommen habe, warum die zuständigen Ministerien die Einlaßstore für jüdische wie nichtjüdische Flüchtlinge nicht nur nicht öffneten, sondern eher noch schärfer verriegelten.

Auch der deutsche Widerstand gegen den Faschismus soll in den Holocaust-Museen gewürdigt werden. Von der "Weißen Rose" ist die Rede, aber präzise will sich jetzt noch niemand äußern. Die Versöhnungsbemühungen der Bundesrepublik, ihre Wiedergutmachungsbeiträge an Israel sollen ihren Niederschlag finden, wenn auch nicht im Holocaust-Museumsteil, der ja mit 1945 endet, so doch in den angegliederten Lernzentren.

Nicht einmal die Experten in den Museumskomitees wagen eine Prognose, wie die Öffentlichkeit reagieren wird. Sie hoffen auf die Reflexion in den Köpfen der Besucher, daß der Holocaust das Extrem eines überall vorhandenen Potentials des Bösen sei, freilich überhöht noch und gesteigert durch deutsche Effektivität. Vergeben, so Michael Berenbaum, könne die jüdische Gemeinde nicht, selbst wenn sie es wollte; vergeben könnten nur die Opfer, und "die sind nicht mehr da".

(Auszüge aus der "Zeit")

Arik Scharon, oder: Die Kunst, sich Feinde zu machen

"Als das Gespräch begann, fühlte ich mich mehr und mehr irritiert. Schweißtropfen liefen meinen Rücken entlang. Seine Augen, die mich durch eine dicke Brille anstarrten, schienen mich zu durchbohren" – so schildert Arik Scharon seine erste Begegnung mit Menachem Begin. Zwischen diesen beiden Männern entwickelte sich ein merkwürdiges Verhältnis, schwankend zwischen Bewunderung und Furcht. Einmal bemerkte Begin im Scherz, daß Scharon seinen Amtssitz mit Panzern umstellen würde, sollten ihre Meinungen auseinandergelassen werden. Trotzdem hatte er eine Schwäche für Israels "glorreichsten Soldaten", den er, halb ironisch, mit "Mon General" zu titulieren pflegte.

Scharon seinerseits empfand einen fast kindlichen Respekt für Begin, dessen "machtvoller Präsenz" er sich nicht entziehen konnte. In dieser gespannten Beziehung blieb am Ende Begin auf der Strecke, freilich nicht, ohne zuvor Scharon fallen zu lassen. Scharon fing sich wieder. Von einem "Steh-auf-Männchen" zu sprechen, dürfte angesichts der massiven Gestalt, die seit mehr als zwei Jahrzehnten durch die politische Szene Israels stampft, allerdings nicht das geeignete Bild sein.

Seine Autobiographie, zusammen mit Chaim Chanoff verfaßt, ist unter dem Titel "Kämpfer" gleichzeitig in New York und Jerusalem herausgekommen. Obwohl niemand seinen Mut, seine Tatkraft, seine Brillanz als Taktiker bestreitet, wäre der Titel "Die Kunst, sich Feinde zu machen", nicht weniger zutreffend. Der Einzelgänger, der sich mit Eskapaden immer wieder der Insubordination schuldig gemacht hatte, war innerhalb des militärischen Establishments isoliert. Der einzige, der bei aller Skepsis seine Begabung anerkannte, war Mosche Dayan.

Als im Oktoberkrieg 1973 die israelische Front unter dem unerwarteten Angriff der Ägypter zusammenbrach, war es Scharon, der das Blatt wendete und als erster mit seiner Division den Suezkanal überquerte. Aber im Hauptquartier des Generalstabs wurde er mit eisigem Schweigen empfangen. Als einziger begrüßte ihn Dayan, der damalige Verteidigungsminister. General Bar-Lev begann: "Die Entfernung zwischen dem, was Sie versprochen und dem, was Sie getan haben, ist sehr groß". In Scharons Buch heißt es: "Ich wußte, da war nur ein Ding zu tun, Bar-Lev in die Fresse zu hauen. Bis heute verstehe ich nicht, was mich davon abgehalten hat."

Auf Bar-Lev war er sowieso nicht gut zu sprechen, denn er hatte schon als Vorsitzender eines Untersuchungsausschusses Scharon gerügt, als dieser einen Quartiermeister geohrfeigt und ihm Handschellen angelegt hatte. Scharon hegte einen tiefen Groll gegen die "professionellen" Offiziere, weil er selber keine Militärakademie besucht hatte und weil er glaubte, das Offizierskorps sei aufgrund der Dominanz der Arbeiterpartei "links" ausgerichtet. Im Oktoberkrieg gingen seine Gehorsamsverweigerungen so weit, daß er "freiwillig" vom aktiven Dienst Abschied

nahm. Doch Dayan meinte, ein feuriges Pferd sei ihm lieber als ein phlegmatischer Ochse, und übergab ihm das Kommando über eine Reserve-Panzerdivision.

Manchmal allerdings galoppierte das "feurige Pferd" davon. Als er 1953 in seiner Eigenschaft als Befehlshaber des "Anti-Terror-Kommandos 101" einen Vergeltungsschlag gegen das jordanische Dorf Kibbiya ausführte, ließ er 69 getötete Zivilisten und 42 zerstörte Häuser zurück. Daraufhin wurden anti-terroristische Aktionen dieser Art eingestellt.

1928 im kleinen Dorf Kfar Mahal in der Küstenebene geboren, lernte Scharon schon mit 14 Jahren das Kriegshandwerk in der damals illegalen Verteidigungsorganisation "Haganah", nicht ohne gleichzeitig die Männer der rechtsextremistischen Stern-Gruppe zu bewundern, die 1944 Lord Moyne ermordeten, und die Untergrundkämpfer von Begin "Etzel" in ihrem gnadenlosen Schattenkrieg gegen die Briten in Palästina.

Bald nach der Staatsgründung wurde Scharon Kommandeur einer Fallschirmjäger-Brigade. Wie oft er im Laufe seiner militärischen Laufbahn verwundet wurde, ist genauso schwer festzustellen wie die Anzahl der vielen Disziplinarverfahren und -strafen, die gegen ihn verhängt wurden – während der Sinaikampagne des Jahres 1956 auch seitens Dayan, der es damals für das beste hielt, Scharon auf einen Offizierskurs nach England zu schicken, um ihn für einige Zeit loszuwerden.

Bereits einen Tag nach Beendigung des Sechstagekrieges 1967 gelangte Scharon zu der Überzeugung, daß man aus strategischen Gründen die neu gewonnenen Gebiete behalten müsse. Zuerst dachte er lediglich an militärische Stützpunkte, aber da diese Einheiten immer wieder ihren Standort wechseln, kam er zu dem Schluß, eine Kette von Siedlungen sei das beste Verteidigungsmittel. Da kein Mensch außer den Fanatikern des "Gusch Emunim" bereit war, sich dort niederzulassen, wurde Scharon in eine "unheilige Allianz" mit den orthodoxen Fundamentalisten gezogen, die ursprünglich gar nicht in seiner Natur lag. Als er wieder einmal auf unbestimmte Zeit von der Armee "beurlaubt" wurde und für seine Siedlungspläne im rechten Lager Anhänger zu finden suchte, wurde von der Arbeiterpartei auf den damaligen Stabschef Bar-Lev

Druck ausgeübt, Scharon sofort wieder ein Armee-Kommando zu geben, um ihn auf diese Weise von der politischen Arena fernzuhalten.

Daß Israel den Amerikanern half, 1970 den Thron von Jordaniens König Hussein zu retten, als dieser in Kämpfen mit der PLO verwickelt war und die Syrer mit Invasion seines Landes drohten, hält Scharon für einen historischen Fehler; für ihn ist Jordanien mit seiner Bevölkerung von 72 % Palästinensern der Palästinenserstaat. Er glaubt auch zu wissen, wie man mit Terroristen umgehen soll: Beauftragt, den Gazastreifen zu "säubern", wurden 1972 innerhalb kurzer Zeit von seinem gefürchteten "Kommando 101" 104 Palästinenser getötet und 742 eingesperrt. Mit Steine werfenden Kindern machte er kurzen Prozeß: den Eltern wurde angedroht, daß für jedes Kind, das einen Stein wirft, der Vater oder der älteste Bruder über die jordanische Grenze abgeschoben würde. Tatsächlich wurden etwa 30 Leute deportiert.

Nach dem Oktoberkrieg 1973 war Politik von Kriegsführung nicht mehr zu trennen. Scharon ließ sich auf die Likud-Liste setzen und wurde Mitglied der Knesset. Dort erging es ihm wie in der Armee – er wurde von den eigenen Parteikollegen als Außenseiter behandelt.

Nach einem Jahr gab er sein Mandat zurück, zog auf seine Farm im Negev, verbittert, daß man ihn nicht zum Stabschef ernannt hatte und verärgert, daß man ihn in politischen Kreisen nicht ernst nahm. Er gründete seine eigene Partei "Friede für Zion"; als er jedoch die Aussichtslosigkeit seines Unternehmens erkannte, bemühte er sich um eine Rückkehr in den Likud.

Begin ließ sich erweichen, ihn wieder aufzunehmen, gegen den Rat von

Jizchak Schamir, der offenbar das bessere Gespür hatte, denn in den folgenden Jahren suchte Scharon die politische Arbeit Begin zu unterminieren. Noch hatte Begin die Kraft, ihm den Posten des Verteidigungsministers zu verweigern, der Ezer Weizman zufiel – Scharon mußte sich mit dem Amt des Landwirtschaftsministers begnügen. Da aber dessen Arbeitsbereich die besetzten Gebiete einschloß, legte er das Schwergewicht auf die Siedlungstätigkeit und benutzte sie als Werkzeug gegen den Friedensprozeß mit Ägypten.

Als Begin sich im Juli 1977 zu seinem ersten Treffen mit Präsident Carter aufmachte, ließ Scharon Gerüchte über ein großes Siedlungsprogramm auf dem Westufer durchsickern und erschwerte damit Begin's Aufgabe. Im Januar 1978, nach Präsident Sadats historischem Besuch in Jerusalem, begannen die ersten politischen Gespräche mit Ägypten. In Windeseile ließ Scharon Attrappen neuer Siedlungen im Nordsinai aufstellen, die Sadat für echt hielt, so daß er empört seine Delegation aus Israel zurückrief.

Noch einmal brachte er Sadat in arge Verlegenheit. Im Juni 1981 gelang es ihm, den ägyptischen Präsidenten zu einem Treffen mit Begin in Scharm-el-Sheikh zu bewegen, obwohl er gewußt hatte, daß wenige Tage später der Atomreaktor im Irak angegriffen würde. Tatsächlich nahm daraufhin die arabische Welt an, daß Sadat von diesem Anschlag in Kenntnis gesetzt worden war – was nicht der Wahrheit entsprach.

Als einer seiner Regierungskollegen Scharons Siedlungsprogramm scharf kritisierte, drohte er, ihn nackt auf dem Regierungstisch auszuziehen. Begin verlangte indigniert, diese Bemerkung aus dem Protokoll zu streichen, worauf Scharon erwiderte: "Selbst wenn Sie sie streichen, die Bemerkung ist gefallen."

Nach den Wahlen von 1981, als Ezer Weizman bereits aus der Likud-Regierung ausgeschieden war, sah sich Begin zu dem Schritt genötigt, den er bis dahin gescheut hatte und der ihm selber zum Schicksal werden sollte: Er ernannte Scharon zum

Fortsetzung auf Seite 8

Wir danken Ihnen
für Ihre grosszügige Hilfe,
die uns viel Not lindern lässt
und wünschen Ihnen
ein gutes, neues, Jahr.

DAS SOLIDARITÄTSWERK
DES IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA

Fortsetzung von Seite 7

Verteidigungsminister. Im Januar 1982 traf Scharon heimlich mit Bashir Gemayel zusammen, dem Sohn des Führers der christlichen Phalangisten im Libanon, um Verbündete gegen die PLO zu gewinnen, die vom Libanon aus operierte. Anfang Juni beschloß die israelische Regierung eine Invasion in den Libanon bis zu einer Tiefe von 25 Meilen, dem Radius der PLO-Artillerie, die Galliläa beschloß. Auf die Frage des Vize-Premiers Simcha Ehrlich, ob Beirut Teil des Planes sei, antwortete Scharon: "Beirut kommt nicht in Frage."

Trotz dieser eindeutigen Klarstellung drang die israelische Armee bis Beirut vor, bombardierte die Stadt, sperrte die Straße Beirut-Damaskus und besetzte schließlich in Haus-zu-Haus Kämpfen Westbeirut, nachdem in Ostbeirut die Israelis als "Verbündete" bereits frei ein- und ausgingen. Ohne die "Intrigen" des US-Emissärs Philip Habib, ohne die Entrüstung der Medien und ohne die "landesverräterischen" Proteste der "Friede-Jetzt-Bewegung" (dem berüchtigten "Dolchstoß von hinten") wäre der Feldzug schneller und reibungsloser verlaufen, meinte Scharon. Die Likud-Regierung, so gibt er zu, war in dieser Sache gespalten. Vize-Premier Ehrlich nannte Scharon "eine Gefahr für die Demokratie und die freie Gesellschaft", und Minister-Kollege Zippori bezeichnete ihn als "nationales Unglück" - was ihn später seinen Posten in der Cherut-Partei kostete.

"Anstatt Schulter an Schulter zu stehen, suchte jedes Mitglied der Regierung einen Ausweg für sich selber", liest man in der Autobiographie. Am 12. August 1982 verließen etwa 9.000 Mann der PLO Beirut, kurz darauf fiel Beshir Gemayel einem Attentat zum Opfer. Damit verlor Scharon die Möglichkeit, eine Regierung im Libanon zu konstituieren, die bereit war, mit

Israel Frieden zu schließen. Bashirs Nachfolger Amin Gemayel war syrisch orientiert. Am 16. und 17. September unternahm die Phalangisten mit israelischer Genehmigung eine "Säuberungsaktion" in den palästinensischen Flüchtlingslagern Sabra und Shatilla, die zu einem Massaker wurde. In Israel forderte man Scharons Kopf.

Fünf Monate später veröffentlichte eine höchstrichterliche Kommission das Ergebnis ihrer Untersuchung, das Scharon indirekt für das Blutbad verantwortlich machte. Er war, wie so häufig in seiner Karriere, isoliert und wurde seines Amtes enthoben.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis er sein "come-back" feierte. Heute hält er im Kabinett eine Schlüsselposition, ohne seinen Anspruch auf das Amt des Verteidigungsministers aufgegeben zu haben. Seine Machtstellung liegt allerdings weniger in der Regierung als in der Partei. Als Vorsitzender des 3.400 Mitglieder umfassenden Zentralkomitees des Likud ist er der starke Mann und in dieser Eigenschaft hat er Jizchak Schamir dazu gedrängt, das vom amerikanischen Außenminister Baker vorgeschlagene Programm für israelisch-palästinensische Gespräche nicht in seiner Ganzheit zu akzeptieren. Schamir, der zu einem Kompromiß bereit war, konnte sich gegenüber Scharon nicht durchsetzen, was zu einer Auflösung der großen Koalition und zu einer Spannung mit Washington führte. Scharon macht kein Hehl daraus, daß seine Ambition darauf hinausgeht, Regierungschef zu werden. - Man sollte nicht vergessen, im Zweikampf mit Begin erwies sich Scharon als der Stärkere. Er ist ein guter Stratege, nicht nur auf dem Kriegsschauplatz. Auch in der Politik.

Herbert Freedman

Frankreich in Damaskus

Die "Ritualmord"-Lüge vor 150 Jahren

Es ist ein Zufall, daß sich die antisemitischen Untaten in Frankreich gerade jetzt abspielen, 150 Jahre nach der "Ritualmord"-Affäre von Damaskus. Die Affäre ist weitgehend bekannt; wenn auch die schändlichen, längst schlüssig widerlegten Verleumdungen seitdem oft wiederholt wurden, besonders im zaristischen Rußland und im nazistischen Deutschland, so ist doch heute die Sache selbst kaum noch einer größeren Erwähnung wert. Der einzige Punkt, der vielleicht Aufmerksamkeit verdient, ist die prominente Rolle, die Frankreich als Schutzmacht der ortsansässigen Christen damals gespielt hat, eine Rolle, die in der Dreyfuss-Affäre ihr Echo fand, später dann unter dem Vichy-Regime, und die hoffentlich jetzt ausgespielt hat, nachdem sich der Präsident, Frankreichs demonstrativ an den Protesten gegen die Neo-Nazis beteiligt hat.

In Damaskus war es der französische Konsul, Graf Ratti-Menton, der sofort die Juden beschuldigte. Er ließ nicht nur den armen Barbier Solomon Negrin verhaften und foltern; er klagte auch andere an, selbst Vorsitzende der jüdischen Gemeinde.

Seine Beweise beruhten im wesentlichen auf Aussagen von Astrologen. Dieses Verfahren entsprach dem überaus zweifelhaften Ruf, den sich der Konsul erworben hatte. Dubnow sagte nichts näheres zur Charakterisierung des Mannes; Graetz drückte sich handfester aus: Er nennt den "in Frankreich naturalisierten Italiener" einen "herz- und gewissenlosen Gewinnjäger, der Sizilien und Tiflis wegen unehrenhafter Handlungen hat meiden müssen", einen "ausgemachten Schurken und Erzjudenfeind", etc.

Dieser Mann leitete nun die Untersuchungen im Einvernehmen mit dem Gouverneur von Damaskus, Scherif Pascha, der im Dienste des von der Türkei abgefallenen ägyptischen Vasallen Mohammed Ali stand. Hier aber stießen die Interessen der europäischen Mächte aufeinander. Frankreich war das einzige Land, das, irre geleitet durch Ratti, gegen die Juden Stellung nahm. Es war auch das einzige Land, das zu M. Ali hielt. Die anderen, vornehmlich Rußland, England, Österreich und Preußen, unterstützten die Türkei und waren keineswegs von den "Ritualmord"-Beschuldigungen überzeugt. Besonders der österreichische Konsul, G.G. Merlatto, sprach sich entschieden gegen Rattis Machenschaften aus und setzte die Freilassung eines Juden durch, der unter österreichischer Protektion stand.

Als die immer schrecklicheren Greuel nicht nur die Aufmerksamkeit der europäischen Judenheit, sondern auch der Weltöffentlichkeit erregten, entfiel auf die französischen Juden

die Pflicht, ihre Regierung zurechtzuweisen. Ihr Oberhaupt, Adolphe Cremieux, appellierte an den Ministerpräsidenten, M. Thiers, auch an König Louis Philippe, erhielt aber ausweichende Antworten. Die Pariser Regierung wollte ihren Vertrauensmann nicht dasavouieren; Thiers nahm Ratti sogar ausdrücklich in Schutz. Cremieux kam zu dem traurigen Ergebnis: "Frankreich ist gegen uns". Auch Heinrich Heine, der damals in Paris lebte, wurde (beinahe) an seiner Vorliebe für die Franzosen irre. Er war zuerst bereit, nicht das Schlimmste anzunehmen. Das Verhalten von M. Ratti hätte in Paris "einen allgemeinen Schrei des Entsetzens erregt", schrieb er (ohne Beweise vorzulegen) im Mai 1840, wenn auch M. Thiers, der "sich jüngst nicht bloß als Mann der Humanität, sondern sogar als Sohn der Revolution geltend zu machen suchte", jetzt "befremdlich lau" erscheint und "sich sehr indifferent zeigte in einer Sache, wo nicht die Interessen eines Landes oder eines Volkes, sondern die Interessen der Menschheit selbst in Betracht kommen". Aber der "Mann von großer Einsicht und Humanität" ist leider auch ein Politiker, der im Parlament auf die Unterstützung jener Klerikalen angewiesen ist, die die Lügen Rattis wie die Offenbarungen des Evangeliums hinnehmen, was böse Folgen in Paris hat, das die "Werkstätte aller progressiven, aber auch aller retrograden Verbrüderungen" ist. Thiers' Auftreten im Parlament jedenfalls war "ein Meisterstück der Perfidie".

"Es ist nicht zu leugnen (schreibt Heine im Juli 1840), ein großer Teil der Franzosen ist nicht abgeneigt, dem blutigen Unheil Glauben zu schenken", und verwundert fragt er sich: "Ist das Frankreich, die Heimat der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rousseau geweint hat? Sind das die Franzosen, die einst der Göttin der Vernunft in Notre Dame huldigten... und sich als die Nationalfeinde des Fanatismus in der ganzen Welt proklamierten?" Er kann es kaum glauben, so wie viele in unserer Zeit verwundert fragen: Sind das die Deutschen, die Landsleute von Goethe, Schiller und Lessing? Und da nicht wahr sein kann, was nicht wahr sein darf, so hat Heine sich auch eine ihn möglicherweise sogar überzeugende Erklärung zurecht gelegt: "Wir wollen ihnen nicht unrecht tun: eben weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben sie noch beseelt, und sie allen Religionen die infamsten Untaten zutrauen, hielten sie auch die Bekenner des Judentums für fähig, dergleichen begangen zu haben; ihre leichtsinnigen Ansichten über die Vorgänge in Damaskus sind nicht aus Fanatismus gegen die Juden, sondern aus Haß gegen den Fanatismus selbst hervorgegangen". Die französischen Juden waren in

Fortsetzung auf Seite 10

CURIOSA

Die prophetisch anmutende Voraussage Theodor Herzls, die wir hier zum Abdruck bringen, ist leider in hohem Maße eingetroffen. Sie wurde uns von unserem langjährigen Mitarbeiter C.C. Aronsfeld aus London eingesandt, und wir veröffentlichen sie ohne weiteren Kommentar:

Es ist noch etwas Zeit bis zum 100 jährigen Jubiläum von Herzls Buch "Der Judenstaat", aber angesichts der religiösen Querelen, die im Staate Israel umgehen, ist es vielleicht interessant nachzulesen, was im Jahre 1896 in der "Allgemeinen Zeitung des Judentums" zu lesen war.

Da wurde von den hauptsächlich osteuropäischen Glaubensgenossen gesprochen, die "in kleinlichen, religiösen Sachen eine Bigotterie und Fanatismus bekunden, die jedem einigermaßen gebildeten Menschen fast unerträglich erscheinen müssen. Wird es aber in dieser Beziehung besser werden, wenn der bleibende Aufenthalt dieser ignoranten Fanatiker nach Jerusalem oder Palästina verlegt ist? Das ist kaum anzunehmen (schreibt der England-Korrespondent Dr. Chotzner), da die beständig einlaufenden Berichte hinsichtlich der fortwährenden Streitigkeiten, die über religiöse Lappalien unter den wenigen daselbst wohnenden Juden mit so großem Eklat auftauchen, uns schon jetzt eine Vorahnung verschaffen, wie wild und toll das Tun und Treiben dort sein würde, wenn erst Millionen von ungleich denkenden und ungleich gesinnten Glaubensgenossen im eigenen Staate mit- und voneinander zu leben haben werden."

Von den ehemals deutschen Juden in England

... und neuer Antisemitismus?

Vor einiger Zeit wurde im Londoner Goethe-Institut ein Film über den zur Nazizeit bestehenden Jüdischen Kulturbund gezeigt. Ich nehme an, er wurde auch in anderen Ländern vorgeführt, etwa in den U.S.A. und Israel, wo er ebenfalls ein interessiertes und sachverständiges Publikum erwarten dürfte. Die Hersteller des Films sind zwei deutsche Journalisten, der eine ein Jude, Henryk Broder, der vor längerer Zeit und in erheblicher Verärgerung Deutschland verließ. Die beiden haben sich ihrer Aufgabe mit mehr gutem Willen als mit technischer Zulänglichkeit entledigt. Aber die wesentlichen Teilnehmer der Veranstaltung waren nicht so sehr die Figuren auf der Leinwand - die damals tätigen und noch interviewbaren Schauspieler, Regisseure, und vor allem der diktatoriale, in Theresienstadt umgekommene Chef, Dr. Kurt Singer. Ganz ausgezeichnet war der informative Beitrag von Herbert Freedman, der auch wohl der beste Fachmann auf diesem Gebiet ist.

Am bemerkenswertesten aber war das Publikum: da waren eigentlich, mit wenigen Ausnahmen, die Leute, die jene Veranstaltungen noch selbst gesehen hatten - die ehemaligen deutschen Juden, die sich gewissermaßen von jenseits des Grabes die ganze Geschichte noch einmal vorführen ließen und denen die Mitwirkenden jetzt per Interview erzählten, was sich im wahrsten Sinne des Wortes hinter den Kulissen abgespielt hatte. Von diesem Publikum wird der Film profitieren, solange das Gedächtnis noch lebendig ist.

Die ehemals deutschen Juden verschwinden wie ihre Vorläufer, die in geringerer Zahl im 19. Jahrhundert hierher kamen, aber wie jene, etwa die Mond, Cassel, Speyer, Hirst (Hirsch), werden auch sie Spuren hinterlassen. Viele spielen eine erhebliche Rolle im öffentlichen (auch jüdischen) Leben, oft weiß man gar nicht, daß es sich um Deutschgeborene handelt. Sie sind schon als junge Menschen hergekommen, und man erkennt ihren Akzent (beinahe) so wenig wie etwa bei dem erfolgreichen Presseboss Robert Maxwell, der ein Tscheche namens Hoch ist. Nur wenn sie "geadelt", ein Sir oder ein Lord werden, erfährt man etwas über ihre Vergangenheit.

Es ist nicht immer klar, ob ihnen das erwünscht ist oder ob sie nicht lieber als eingeborene Briten erscheinen möchten. Die Geusen haben keine Schule gemacht, auch die ihren oft sehr französischen Namen treu gebliebenen Hugenotten nicht, und die Zeit, da hierzulande "deutsch" und "kultiviert" als fast identisch galten, ist lange vorbei. Es ist hier kein Staat zu machen mit den Deutschen, und ihre allzu bekannte Tüchtigkeit geht eher auf die Nerven.

Das mag auch ein Grund sein, weshalb viele der ehemals deutschen Juden an ihrer hiesigen Organisation nur wenig Interesse zeigen. Die "Association of Jewish Refugees" (AJR) hat es in ihrem bald 50jährigen Bestehen nicht über einige 5.000 Mitglieder gebracht, ein geringer Bruchteil der Gesamtzahl. In ihrer Sozialarbeit steht sie keiner ähnlichen Organisation anderswo nach. Der zur Verwaltung der deutschen Reparationsgelder bestellte "Central British Fund" hat eine Reihe von Altersheimen errichtet, die, jedenfalls in London, in einer der besten Gegenden gelegen, so angenehm ausgestattet und vorbildlich geleitet sind, wie das überhaupt möglich ist.

Die AJR pflegt das mitteleuropäische Erbe in einer gediegenen Monatsschrift, die vor einigen Jahren beschloß, ihren vollen Namen aus der Überschrift zu entfernen, so daß ihr Titel, "AJR Information", den nicht "informierten" etwas geheimnisvoll erscheinen muß. Auch das ist wohl ein Schritt zur Eingliederung, die jedoch keine Assimilation ist. Er müßte allen denen zusagen, die nicht als Refugees erscheinen mögen und es eigentlich auch nicht (mehr) sind. Ich sprach von dem Mangel an Interesse - ein Beispiel: Ehemals deutsche Juden spielen eine große Rolle in der englischen Konfektion. Das Modehaus Frank Usher z.B. (unter der Direktion des Ehepaars Max und Anne Bruh) gehört zu den ersten und elegantesten. Aber als ein Versuch unternommen wurde, den deutsch-jüdischen Beitrag zur englischen Industrie in dieser Branche festzustellen, war von den vielen hundert Firmen nur eine bereit, sich an dem Forschungsprojekt zu beteiligen.

Wenn sie an ihre deutsche Herkunft erinnert werden, reagieren die meisten, falls ihnen die Frage nicht lästig ist, mit dem Scherzwort: "Ich bin zwar in einem Stall geboren, aber das heißt nicht, daß ich ein Pferd bin." Das ist auch so eine alte Geschichte, von der Heine sagte, sie bleibt ewig neu.

Und natürlich trifft sie gar nicht zu. Man braucht kaum an die Namen zu denken, die weithin bekannt sind - unter den Wissenschaftlern der verstorbene Nobelpreisträger Sir Ernst Boris Chain; unter den Verlegern Lord Weidenfeld; unter den Pädagogen Kurt Hahn, der erst (in Deutschland) die Salem- dann in Schottland die Gordonstoun-Schule gründete, die Prinz Philip besuchte, und im jüdischen Leben der orthodoxe Chief Rabbi Lord Jakobovits aus Königsberg.

Ich möchte mich einen Augenblick bei dem außerhalb Englands vielleicht weniger bekannten Sir Claus Adolf Moser aufhalten. Im Laufe einer erstaunlichen Karriere, die aber doch zeigt, welche Möglichkeiten un-

seren Leuten hier offen stehen, war der jetzt 67jährige Berliner Direktor des staatlichen Amtes für Statistik und - eine höchst ungewöhnliche Kombination - 13 Jahre lang Präsident der Königlichen (Covent Garden) Oper. Er war aber auch Präsident der Britischen Gesellschaft für die Förderung der Wissenschaften. Es ist sein Ehrgeiz, "Kunst und Wissenschaften" im hergebrachten Sinne um die hier immer noch als modern geltenden Sozialwissenschaften zu erweitern und damit zugleich auch die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung in den Schulen zu fördern. Moser ist durchaus jüdisch interessiert, auch an dem Schicksal seiner hiesigen Glaubensbrüder, und, obwohl kein Zionist, will er doch Israel - durch seine Verbindung mit dem Haifaer Technion - unterstützen.

Mit Deutschland hat er, selbst als Direktor bei N.M. Rothschild, wohl weniger zu tun, und das gilt für viele, es sei denn, daß "die alte Heimat" sie zu einem kostenlosen Besuch einlädt.

In der Frage des vereinigten Nachkriegsdeutschland werden die Meinungen (wie überall) auseinandergehen. Möglicherweise werden manche nicht so sehr an den vergangenen Antisemitismus in Deutschland denken als an den gegenwärtigen in England, der, neben einem allgemeinen, durch die farbige Einwanderung bedingten "Rassismus", Formen annimmt, die ominös erscheinen, gerade in diesen Tagen, genau 700 Jahre nach der Vertreibung der Juden aus England. Die Sache ist ominös auch im Hinblick auf eine andere, seltsam aktuelle Frage: ob jetzt noch "Kriegsverbrecherprozesse" stattfinden sollen, weil eine nach Simon Wiesenthal benannte amerikanisch-jüdische Untersuchungsstelle Materi-

al vorgelegt hat, das ausreichen soll, um zwei oder drei nach England entkommene Balten zu verurteilen. Die englischen Juden sind überwiegend dafür. Eine der üblichen Meinungsumfragen ergab eine Mehrheit von 85 %. Das Unterhaus hat eine entsprechende Vorlage angenommen, das Oberhaus dagegen hat sie mit großer Mehrheit abgelehnt, so daß die Sache "unten" noch einmal abgestimmt werden muß, was möglicherweise verfassungsrechtliche Komplikationen verursachen wird.

Leidenschaftliche Rufe nach "Gerechtigkeit" haben nicht alle überzeugt, und viele bezweifeln, ob sich die lobenswerte Theorie in eine wünschbare Praxis umsetzen läßt. Viel Zeit ist schon vergangen, viel Zeit wird noch vergehen, und ob das für schlüssige Beweise unentbehrliche Gedächtnis der überlebenden Zeugen den Erwartungen gerecht werden kann, ist nicht sicher. Inzwischen wird die notwendigerweise lange, auch umständliche Prozeßführung den alten Angeklagten soviel Sympathie wie Antipathie einbringen, und am voraussehbaren Ende wird ein "Mangel an Beweisen" zu einem Freispruch führen, den die daran Interessierten als "Ehrenrettung der verfolgten Unschuld" feiern können. Das aber, fürchten manche, muß gemischte Gefühle erzeugen, die weder der Sache der Juden noch der Gerechtigkeit allgemein zuträglich sind, und der schon merkbare Antisemitismus wird neue Nahrung erhalten.

Man muß damit rechnen, daß der Schrei nach "Gerechtigkeit" einen ganz anderen Schrei zur Folge haben wird, wenn sich der Rat aus Kohelet bewährt: "Sei nicht allzu gerecht und mache dich nicht zu weise: warum willst du zu schanden werden?" Keiner der Prominenten unter den deutschen Juden hat sich hier jedenfalls den Rufem nach "Gerechtigkeit" angeschlossen.

C.C. Aronsfeld

ANTIQUARIAT

M. POLLAK

Gegr. 1899

WIR KAUFEN DEUTSCHE BÜCHER

Mitglied des Verbandes Deutscher Antiquare e.V.
Tel-Aviv, 36 King George Str., Tel. 288613

Wir zahlen IMMER die höchsten
DM-PREISE BAR für:

Deutsche Literatur - Illustrierte Bücher - Alte Drucke
(15.-17. Jahrh.) - Kunst - Archäologie - Architektur - Expressionismus -
Geschichte der Technik u. Medizin - Politik u. Sozialismus -
Kinderbücher - Judaica - Pressendrucke - Hand-Schriften und
Autographen

BEI WEITEM DAS GRÖSSTE ANTIQUARIAT IN ISRAEL

Fortsetzung von Seite 8

einem ernsthaften Loyalitätskonflikt, aber sie ließen sich von dem faulen Zauber der offiziellen Propaganda nicht beirren. Der assimilierte jüdische Minister Achille Fould betrachtete es als seine Pflicht (schreibt Graetz), für die verfolgten Stammesbrüder mutig zu wirken, und im Parlament trat er so entschieden auf, daß Tiers, in die Enge getrieben, zugeben mußte, die Schuld der Juden sei nicht schlüssig bewiesen. Auch mehrere getaufte Juden setzten sich (wie Graetz bezeugt) für ihre ehemaligen Glaubensgenossen ein.

Merkwürdigerweise behauptete Heine gerade das Gegenteil - vielleicht schon um den von ihm zitierten preußischen Presseberichten zu widersprechen, wonach "die Juden von Paris für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damaskus großen Eifer an den Tag legten und zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer scheuten". Heine erwähnte zwar Cremieux, Baron Rothschild und M. Fould, die "für das Haus Israel eine edle Sympathie an den Tag legten", aber sonst fand er nur "sehr geringfügige Manifestationen". Laut Heine seien "die Juden in Frankreich schon zu lange emanzipiert, als daß die Stammesbande nicht sehr gelockert wären.

Jedenfalls schied Frankreich als Hüter der Wahrheit in Damaskus aus. Das Schwergewicht der jüdischen Kampagne verlegte sich nach England, wo Frankreichs syrische Ambitionen schon lange ungerne gesehen wurden. Dort wurde der Wahrheit eine Bahn gebrochen, erst in einer denkwürdigen Parlamentsdebatte, dann in einer imposanten Protestkundgebung im Londoner Rathaus. Hier wurde die Weltöffentlichkeit gegen die Bösewichter aufgerufen und die Affäre, dank der unermüdlichen Anstrengungen Moses Montefiores, zu einem erträglichen Ende gebracht.

C.C. Aronsfeld



Bruno Asch
zum Gedenken

Am 15. Mai 1990, seinem 50sten Todestage, wurde in Frankfurt/M. eine Grünanlage auf den Namen von Bruno Asch eingeweiht. Am 23. Juli, seinem 100sten Geburtstag, fand im Bolangaro-Palast in Höchst eine Feier statt, an der rund 100 eingeladene Gäste teilnahmen: Stadtverordnete, alte Gesinnungsgenossen, Vertreter der jüdischen Gemeinde, Historiker und Familienangehörige.

Bruno Asch war einer der führenden Wirtschaftler und Kommunalpolitiker der Weimarer Republik, gleichzeitig ein bewußter und aufrechter Jude und einer der Gründer der Jewish Agency.

Er wurde 1890 in Wollstein, Provinz Posen, geboren. Im ersten Weltkrieg meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und kam nach dem Osten, wo er, der aus assimilierten Kreisen stammte, zum ersten Mal mit dem jüdischen Leben in Polen und Rußland in Berührung kam und davon tief beeindruckt wurde. Seine Führerpersönlichkeit bestätigte sich beim Rückzug des deutschen Heeres, als er zum Vorsitzenden der Arbeiter- und Soldatenräte an der Ostfront gewählt wurde.

Nach dem Krieg trat er der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (U.S.P.D.) bei. Er war ein Autodidakt und hatte sich eine umfassende Bildung angeeignet. Im Jahre 1920 wurde er zum Stadtkämmerer von Höchst, einer wichtigen Industriestadt in der Nähe von Frankfurt, ernannt. (Heute ist Höchst ein Teil von Frankfurt.) Bald darauf, im Jahre 1922, wurde er zum

Bürgermeister von Höchst gewählt. Seine Wahl wurde gegen starke Widerstände nationalistischer Kreise durchgesetzt, die anführten, daß ein Nichtakademiker für eine so wichtige Stellung nicht geeignet sein könne. In kurzer Zeit verstand er, die Herzen der Bürger zu gewinnen und als er z.Z. der Ruhrbesetzung von der französischen Armee für ein paar Monate verhaftet wurde, war der der meistbesuchte Häftling im Gefängnis. Seine damalige Sekretärin, die noch heute lebende Lora Wolf, sagt: "Die Höchster liebten ihn, seine Tür stand immer offen und er wies niemanden zurück."

Die deutsche Schwerindustrie machte ihm verlockende Angebote, aber er zog den öffentlichen Dienst vor. Sein Ruf als eine führende Persönlichkeit auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet breitete sich aus und so wurde er im Jahre 1925 Stadtkämmerer der Stadt Frankfurt. In dieser Eigenschaft gelang es ihm, u.a. durch die Platzierung einer großen städtischen Anleihe in New York, zur Gesundung der kommunalen Körperschaften beizutragen. In Zusammenarbeit mit Konrad Adenauer, dem damaligen Bürgermeister von Köln, gelang es, die Unabhängigkeit der kommunalen Energiewirtschaft zu sichern, die durch das Monopol der Ruhrkohle gefährdet war, und das Steigen der Gaspreise zu verhindern. Im Jahre 1931 wurde Bruno Asch als Stadtkämmerer nach Berlin berufen, um die zerrütteten Finanzen der Reichshauptstadt zu ordnen. Dort wurde seiner Laufbahn im öffentlichen Leben Deutschlands durch die Nazis ein Ende gesetzt.

Während all' dieser Jahre nahm er am jüdischen Leben teil. Zu seinem engsten Freundeskreis zählten Ernst Kahn, Gründer der PIA, und Fritz (Peretz) Naftali, später Minister in der Regierung Israels. Maja Rosenberg, die Gründerin des jemenitischen Kinderheims in Marmorek (Rehovot) und ihr Gefährte Mordechaj (Moro) Barnstein, waren gern gesehene Gäste. Im Jahre 1929 war er einer der Gründer der Jewish Agency, der er als "Nichtzionistisches Mitglied" beitrug.

Als die Nazis zur Macht kamen, floh er mit seiner Familie nach Holland. Seine Kenntnisse und seine internationalen Beziehungen kamen ihm zugute; er war ein gesuchter Wirtschafts- und Finanzberater, aber er sehnte sich immer nach der Tätigkeit im öffentlichen Dienst zurück. 1935 besuchte er mit seiner Frau Grete (geb. Hauschner), Palästina. Der Gedanke an Alijah taucht immer wieder in seinen Tagebüchern auf, aber Verpflichtungen - finanzielle Hilfe für Verwandte, die von ihm abhängig waren - ließen ihn nicht zum Entschluß kommen. Noch zu Anfang des 2. Weltkrieges kam seine älteste Tochter Mirjam nach Palästina, wo sie auch heute lebt. Als die Nazis 1940 in Holland einbrachen, machte er seinem Leben ein Ende.

Heinz Kroch

Eran Laor
zum Gedenken

Ein brillanter Finanzmann und Organisator, ein feinfühler Dichter und Denker, ein Mann der Tat, ein mutiger Jude und glühender Zionist, aber auch ein führendes Mitglied der Freimaurerloge und einer der künigsten Privatsammler alter Landkarten - dies alles war Eran Laor, der in Jerusalem zwei Wochen nach seinem 90. Geburtstag gestorben ist.

Während 25 Jahren war er Delegierter der Jewish Agency (Sochnut) in Genf, verantwortlich für das Finanzwesen, für die Beschaffung der Gelder, die für die Einwanderung nach Israel notwendig waren, und dann auch Chef sämtlicher Jewish-Agency-Büros in Europa und darüber hinaus.

Als Erik Landstein war er 1900 in der damals zu Ungarn gehörenden Südslowakei zur Welt gekommen, als Erich Landt veröffentlichte er seine ersten Gedichte - obschon er viele Sprachen sprach, immer in Deutsch. Als Eran Laor wurde er bekannt.

Sein Vater war Kreisarzt gewesen. Vielleicht lernte der junge Erik bei ihm das scharfe Analysieren und die klare Methode des Denkens. Von 1920 bis 25 studierte er Literatur und Philosophie an der Universität Wien. Dann zog er nach Konstantinopel und arbeitete im Familienunternehmen, das sich mit dem Export in den Nahen Osten befaßte. 1934 wanderte er in Erez Israel ein. Mit Freunden eröffnete er eine Schifffahrtsgesellschaft, die den eigenen Passagierdampfer "Tel Aviv" einsetzte. Die Gesellschaft geriet in einen finanziellen Engpaß und mußte schließen, allein, Eran Laor sammelte viele Erfahrungen, die ihm später - als Leiter der israelischen Reisegesellschaft Peltours in Beirut, in Teheran und Paris, und als Mitorganisator der illegalen Einwanderung aus Europa nach dem 2. Weltkrieg - zugute kamen. 1940 meldete er sich als Freiwilliger zur Britischen Armee und wurde der Gegen- spionageabteilung zugewiesen. Kurze Zeit war er nach der Staatsgründung Israels, 1948, Schifffahrtskommissär, dann übernahm er 1949 den Posten im Jewish-Agency-Büro in Genf. Eran Laor war mitverantwortlich für die Fahrt des berühmt gewordenen Flüchtlingsschiffs "Exodus". Als prominenter Mann der Sochnut vertrat Laor oftmals das Außenministerium Israels und arbeitete mit Unio-Gremien zusammen.

1974 kehrte Eran Laor nach Israel zurück. Ein Jahr später wurde er in das Kuratorium der Hebräischen Universität Jerusalem gewählt. Er war jetzt im Ruhestand, doch sein Geist und sein Schaffensdrang kannten keine Ruhe. Mit äußerster Akribie befaßte er sich während sieben Jahre mit der Herausgabe eines Katalogs alter Landkarten von

Unseren Kunden und Freunden

תג שמח

NUSSBAUM

FURNISHING FABRICS LTD.

3 Levontin Str. Tel-Aviv Tel: 03-611878
54, Ussishkin Str. Ramat-Hascharon Tel: 03-5404037
8, Rivlin Str. Jerusalem Tel: 02-254507

Erez Israel. 1986 ist die Arbeit unter dem Titel "Maps of the Holy Land" erschienen. Alle bekannten Karten, die zwischen 1475 und 1900 publiziert worden sind, werden eingehend besprochen. Unter Ihnen äußerst wertvolle, wie die für verschollen geglaubte Landkarte des Lukas von Cranach des Älteren aus dem 16. Jahrhundert. Als Eran Laor Karten zu erwerben begann, kosteten sie einen Pappenstiel. Heute sind sie teilweise unerschwinglich. Seine Sammlung von rund 4.000 Karten hat er der Hebräischen Universität geschenkt.

Eran Laor, der liebenswerte und kontaktfreudige Mensch, hat in seinem Leben auf drei Gebieten gewirkt, sagt seine Gattin Helen: In der Öffentlichkeitsarbeit für das jüdische Volk, im Bereich der Dichtung und Philosophie und schließlich bei der Sammlung und Erforschung der Kartographie. Und immer hat er nicht das Mittelmäßige, sondern das Hervorragende angestrebt und verwirklicht. In seinem philosophischen Hauptwerk "Die große Einheit. Zerfall und Neugestaltung unseres Weltbildes" findet sich ein Wort, das wohl ihm selbst immer vor Augen gestanden hat: "Wisse nur, wie Du zu gehen hast, der Weg wird Dir von selbst unter den Schritten wachsen."

Roland Gradwohl

Material über den Jüdischen Kulturbund Hamburg gesucht:

Für eine Ausstellung und Publikation über den Jüdischen Kulturbund Hamburg ist das Zentrum für Theaterforschung der Universität Hamburg auf der Suche nach Bild-dokumenten und persönlichen Erinnerungen, die Aufschluß geben über das jüdische kulturelle Leben in Hamburg von 1933 bis 1941 sowie das Schicksal der im Kulturbund aktiven Künstler über diese Zeit hinaus.

Zuschriften erbeten an:
Barbara Müller-Wesemann
Zentrum für Theaterforschung
Universität Hamburg
Von-Melle-Park 3
D 2000 Hamburg 13

Rechtspflege und Sozialdienst

Erinnerungen an Dr. Walter Breslauer

Fast könnte man glauben, Walter Breslauer sei vom Vater her "erblich belastet". Der Vater war der Justizrat Bernhard Breslauer, er stammte aus der Stadt Posen, wo er 1851 zur Welt kam, ein Mann von Autorität, rege und initiativ, erfüllt von kämpferischem Geist auf juristischem Gebiet wie im jüdisch-politischen Leben Berlins und Deutschland. Von 1911 bis 1917 gehörte er zum Vorstand der Jüdischen Gemeinde Berlin, nachdem er schon vorher an der Spitze der jüdisch-liberalen Bewegung gestanden hatte. Seine Denkschriften beispielsweise über die Zurücksetzung der Juden im Justizdienst (1907) und die Abwanderung der Juden aus der Provinz Posen (1909) mögen noch manchem in Erinnerung sein.

Walter Breslauer, geboren vor 100 Jahren, am 3. Juli in Berlin, und hochbetagt am 11. Mai 1981 in London gestorben, trat in die Fußstapfen seines Vaters, wurde wie dieser Anwalt und war ab 1925 auch Notar in Berlin. Beides blieb er bis 1933. Der junge Assessor und Göttinger Dr.jur. hatte sich 1919 in Berlin als Anwalt niedergelassen, ohne jemals seine Verbundenheit mit der Vereinigung für das liberale Judentum in den Hintergrund treten zu lassen. Diese wurde wohl am deutlichsten sichtbar in seiner Aktivität im Verbandstag, dem Parlament des Preußischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden. In merkbar hektischer werdenden Zeiten, d.h. im Jahrfünft 1931/36, übernahm er das damals neu-geschaffene Amt eines Verwaltungsdirektors der Berliner Jüdischen Gemeinde im Hauptgebäude in der Oranienburgerstraße. In dieser verantwortungsreichen Stellung, die ihn auch zur Teilnahme (ohne Stimmrecht) an den Sitzungen des ehrenamtlichen Vorstandes verpflichtete, befaßte er sich vor allem mit Personal- und Finanzfragen. Die Zahl der Gemein-demitglieder war von 144.000 im Jahre 1910 auf 172.000 im Jahre 1925 angestiegen und betrug 1937 immer noch 140.000. Während

Breslauer's Amtszeit stieg die Zahl der besoldeten Mitarbeiter der Gemeinde auf etwa 1.500. Es vollzog sich, bedingt auch durch äußere Umstände, ein Wandel im Charakter der Gemeinde. Die Aufgaben der Körperschaft vergrößerten sich gewaltig, allein wenn man die Vielfalt der Einrichtungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege, des Schulwesens und der Jugendfürsorge berücksichtigt und an die Erfordernisse der Berufsumschichtung denkt. Manche Neuerung fand statt. So wurden beispielsweise, um den Nachwuchs in der Gemeindeverwaltung zu sichern, qualifizierte junge Kräfte als Volontäre eingestellt, die die Arbeit der Abteilungen der Gemeindeverwaltung kennenlernten, um später einmal verantwortliche Posten zu bekleiden. Mitten in diese Ausbildungsarbeit brach der 9. November 1938 herein, was zur Folge hatte, daß die meisten Kandidaten alsbald auswanderten. War doch in den Jahren davor kaum jemand auf den Gedanken gekommen, jüdisches Leben und jüdische Einrichtungen könnten durch eine "Endlösung" fast völlig vernichtet werden.

Breslauer's schon lange in England ansässige ältere Tochter überredete 1936 ihre Eltern, so hieß es, angesichts der Zustände in Deutschland ihr rasch nach London zu folgen. Das führte für Breslauer zu der schweren Entscheidung, nicht nach Berlin zurückzukehren. (Sein Nachfolger wurde der 33jährige Assessor Herbert Seeliger, dem es noch 1940 gelang, nach Shanghai zu fliehen und von da in die USA zu emigrieren; er starb 1964 in New York). In London suchte Breslauer in seinem Beruf oder benachbarten Bereichen Fuß zu fassen, was schwierig war. Er studierte Buchhaltungswesen und – erneut – Rechtswissenschaft. 1940 blieb auch ihm die Internierung auf der Isle of Man nicht erspart. Danach arbeitete er als einfacher Buchhalter. Aber mit seinem Fleiß erwarb er auch den akademischen Grad eines Bachelor of Law, den LL.B., was für eine Etablierung als internationaler Lawyer von Nutzen war. Er hatte (und behielt lange) ein kleines,

bescheidenes Office in der Londoner City, das er zeitweise sogar mit einem Refugee-Kollegen teilte. Er vermerkte auf seinen Briefbögen, er stehe auch nach 4 Uhr nachmittags in seiner Wohnung im Norden der Stadt zur Verfügung. Und wie er zur Verfügung stand, wenn es um Menschen in Not ging oder um einen einzuhaltenden Termin! Seine winzige Handschrift, mit der er zuweilen Briefe persönlich beantwortete, mochte auch als charakteristisch gelten für seine Bescheidenheit und Sparsamkeit. Er machte wenig von sich her. Ihm zollte man Respekt und Vertrauen, er war standfest und verlässlich. Sein City-Büro behielt er bis 1972. Sehr leidend geworden, ging er 1981 dahin.

In den 40 Jahren seit dem Ende der Internierung hat er ein gut Teil seiner Zeit – darin seinem Vater sehr ähnlich – jüdischen Gemeinschaftsaufgaben zur Verfügung gestellt. So war er Mitgründer einer liberalen Flüchtlingsgemeinde, der heutigen Belsize Square Synagogue, die er zeitweise auch im Board of Deputies of British Jews vertrat. Er war Mitgründer und langjähriges Vorstandsmitglied der Association of Jewish Refugees in Great Britain, die 1941 gegründet wurde. Auch wirkte er, gleichfalls ehrenamtlich, als Berater des United Restitution Office in London (URO), das 1948 zur Keimzelle der späteren weitentwickelten internationalen URO-Organisation wurde. Ein Mann wie er, Kenner deutschen und englischen Rechts, gehörte schließlich auch zum Vorstand des Council of Jews from Germany, der Dachorganisation aller jüdischen Flüchtlingsvertretungen in der Welt, und war von 1950 bis 1963 einer seiner Vizepräsidenten. Mit Fragen der Wiedergutmachung für die Verfolgten des NS-Regimes war Walter Breslauer intensiv und lange befaßt. Viele Ausarbeitungen und Vorschläge wie auch zahlreiche Berichte und Veröffentlichungen auf diesem Gebiet tragen den Namen dieses Mannes, dessen Objektivität und Fairness oft anerkannt worden sind. Zugleich waren diese Eigenschaften Ausdruck einer menschlichen Haltung und einer beharrlichen Gesinnung, die stets gerechten Ausgleich zu erreichen suchte.

E.G. Lowenthal

Irgun Olej Merkas Europa
Senioren-Klub, Haifa, Moria 55
Tel: 251190

Handarbeiten

Sticken, Stricken, Häkeln, Nähen, Weben, Makrame – aus Wolle, Stoff, Bast, Leder.
Jeden Donnerstag von 9 bis 12 Uhr.

Wir sind in tiefer Trauer um den Tod unseres lieben Gatten, Vater und Großvater

Dr. WILLI Seev RITTER

der am 16.7.1990 von uns schied und im Kibbutz Ejn-GeV bestattet wurde.

Lea Ritter
Rachel u. Meir Elran
Roni, Giff, Schiri und Noah

"Gespräche über Gott und die Welt" Prof. Jeshajahu Leibowitz mit Michael Shashar

Michael Shashar (Schereshevsky), Jerusalem; Journalist, Schriftsteller und Erzieher, ist in letzter Zeit in Israel durch seine Biographien in Zwiegesprächsform mit dem ehemaligen Oberrichter Chaim Cohn und dem Religionsphilosophen Prof. Jeshajahu Leibowitz in weiten Kreisen bekannt geworden. Von beiden Büchern sind bereits mehrere Auflagen erschienen.

Nunmehr erschien die deutsche Übersetzung (von Mathias Schmidt) des Buches über Leibowitz im Dvorah Verlag, Frankfurt, unter dem Titel: "Gespräche über Gott und die Welt". Mit Erlaubnis des Verfassers bringen wir in dieser und der folgenden Ausgabe des "MB" Auszüge einiger Kapitel, die die stets kontroversalen und zum Nachdenken anregenden Meinungen Leibowitz's zu aktuellen Fragen unseres öffentlichen Lebens widerspiegeln.

Wer ist Jude?

Wenn sich Ben-Gurion mit der Frage "Wer ist Jude?" an Sie gewandt hätte - so wie er sich an andere jüdische Denker gewandt hat, - was hätten Sie ihm erwidert?

Ich hätte ihm geantwortet, daß weder er noch der Staat Israel die Autorität und das Recht haben, diese Frage zu entscheiden.

Das ist eine formale Antwort. Was hätten Sie ihm inhaltlich geantwortet?

Das ist durchaus eine inhaltliche Antwort!

Es gibt Anhänger einer subjektiven Definition dieser Frage - Menschen entscheiden sich, Juden zu sein. Akzeptieren Sie diese subjektive Definition des "Wer ist Jude" - daß also ein Mensch frei nach seiner eigenen Entscheidung Jude ist?

Aber ein Mensch, der sich so entscheidet, meint dann doch etwas völlig anderes! Der Name, den er benutzt, tut nichts zur Sache. Er möchte Jude sein - d.h. er kann sich dafür begeistern, daß elf Kerle von unserer Seite mit Freude besser nach einem Ball treten als elf brasilianische Kerle. Das ist der Ausdruck seines jüdischen Bewußtseins!

Wie verhält es sich mit der großen Menge der Juden, die die Mitzwot beachten, und deren Judentum damit eindeutig definiert ist?

Diese Gruppe repräsentiert nicht die Wirklichkeit des jüdischen Volkes in der Gegenwart. Sie sieht sich nämlich mit einer Frage konfrontiert, die sich bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht für das jüdische Volk gestellt hat:

Welche Halacha existiert für ein jüdisches Volk, das nicht das Volk der Tora ist? Das ist das meta-halachische Problem, das zu be-greifen die meisten Juden noch nicht einmal angefangen haben. Man denkt, es gehe hier um die Frage der Anpassung von Toragesetzen an unsere heutige Realität. Aber das ist überhaupt nicht das Problem. Die Frage ist, ob das jüdische Volk vom halachischen Standpunkt aus überhaupt noch existiert. "Neturei-Karta"-Leute sagen, nur sie seien Juden. Wenn wir sagen, auch die "Freien", also Menschen, die die

Mitzwot nicht halten, sind Juden, hat das sehr weitgehende Konsequenzen für die Halacha. Es kennzeichnet die Ohnmacht und Hilflosigkeit eines religiösen Judentums, das die Tatsache ignoriert, daß eben jenes jüdische Volk - für das es Gesetze und Verordnungen festlegen will - nicht das jüdische Volk ist, von dem die Halacha spricht. Ich wiederhole nochmals: Die Frage ist - wird dieses Volk als jüdisches Volk aus dem Blickwinkel der Halacha erfaßt?

Dieses Problem stellte sich erst im 19. Jahrhundert?

Ja. Eine derartige Situation gab es in der Geschichte des jüdischen Volkes niemals zuvor.

Worin liegt der Grund?

Man muß umgekehrt fragen: Die Frage ist nicht, warum das Judentum in den letzten Generationen zusammenbrach, sondern warum es achtzig Generationen lang bestand! Darin liegt das große Wunder! Das ist das unvergleichliche historische Phänomen. Wie trug das jüdische Volk das Joch der Tora und der Mitzwot, obwohl es keine Regierung hatte, keine staatliche Gewalt und keinen staatlichen Rahmen, der ihm das Joch aufgelegt hätte?

Ähnliches kann man in bestimmtem Maße auch über die christliche Welt sagen. Liegt hier nicht eine Analogie vor?

Hier besteht absolut keine Analogie. Das Christentum ist kein Leben gestaltendes Programm! Was danken Sie? Das Christentum bezieht sich nicht auf Küche und Eßtisch, es gibt in ihm keine Vorschriften über Menstruationsunreinheit und rituelles Tauchbad, die das Leben von Mann und Frau während eines Drittels des Monats bestimmen, und die Hauptsache - das Christentum kennt keinen Sabbat.

Dennoch existiert in beiden Religionen die grundlegende Auffassung, daß die Religion der dominierende Faktor des Lebens ist.

Aber der religiöse Faktor im Christentum gehört zu einer völlig anderen Kategorie als im Judentum. Daß man auch das Christentum als "Religion" bezeichnet, sagt noch gar nichts. Es gibt keine Übereinstimmung von "Religion" und Tora und Mitzwot. Auch der Baal- und Astar-

tekuit der biblischen Epoche war eine Religion. Die Baalsanbeter gingen bis zum Blutvergießen in ihrer religiösen Begeisterung, aber sie standen dennoch in keiner Verbindung zum Judentum!

Es besteht vielleicht keine inhaltliche Verbindung im Wesen, aber doch eine funktionale.

Nein. Das Christentum hat niemals ein das Leben gestaltendes Programm für den Menschen aufgestellt.

Hat es ihm keine bestimmten Gebote vorgeschrieben?

Vielleicht die Vorschrift, zur Messe zu gehen?! Aber in bezug auf das Judentum begnüge ich mich mit drei Bereichen: Küche und Eßtisch, Sex und Ehe und Arbeit. Alle drei Dinge zusammen machen das Leben des Menschen aus. Die Juden nannten das in der tiefsten Glaubensauffassung "das Joch der Tora und der Mitzwot", nicht als erniedrigenden Ausdruck, sehr im Gegenteil. Wer dies zu einem Ausdruck der Schmach verdrehte, war der Apostel Paulus, der sagte, Jesus sei gekommen, um die Gläubigen von diesem Joch zu befreien. Aber Juden in achtzig Generationen haben dieses Joch getragen und darin die Besonderheit des Volkes Israel gesehen.

Was ist Ihre Prognose für die Zukunft des jüdischen Volkes?

Die Zukunft des jüdischen Volkes hängt nicht vom Staat Israel ab. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts, auf jeden Fall aber seit mehr als hundert Jahren, befindet sich das jüdische Volk in einem Prozeß der inneren Zerrüttung, des Zusammenbruchs und der Auflösung. Dieser Prozeß kommt nicht zum Stillstand, sondern setzt sich ununterbrochen fort, bis sein Ende unter Umständen die Auflösung des jüdischen Volkes ist.

Heißt das im Klartext, das jüdische Volk hat keinen eigenen Weg zum Leben in der modernen Welt gefunden?

Für die sehr weiten Kreise, aus denen die jüdischen Minister im Kabinett von Mitterand oder Margret Thatcher und die bezahlten jüdischen Senatoren und Gouverneure in den Vereinigten Staaten hervorgehen, hat sich eine Lösung gefunden.

Kann man Ihren Worten entnehmen, daß der Prozeß der Assimilation immer stärker werden und zur Auflösung des jüdischen Volkes führen wird?

Es bestehen ziemlich gute Überlebenschancen für bestimmte orthodoxe jüdische Gruppierungen, aber ich bezweifle doch, daß man darin die Fortexistenz der großen Geschichte des jüdischen Volkes sehen kann.

Meinen Sie als ein Jude, der die Mitzwot hält und dem das Judentum am Herzen liegt, man muß den Lebensweg dieser Gruppen übernehmen?

Nein, ich lehne diesen Weg ab.

Dann liegt Ihnen nichts an der Fortexistenz des jüdischen Volkes?

Jetzt verfallen Sie der Demagogie!

Aber aus Ihren Worten hört man, daß Sie einer zukünftigen Existenz des Volkes indifferent gegenüberstehen.

Und wenn mir das Herz zerbricht, ändert das etwas an der Realität?

Sie selbst haben gesagt, daß der Weg dieser Gruppen eine gewisse Garantie für die Fortexistenz des Volkes gewährt.

Ich sagte, es gibt eine Chance für die Fortexistenz jüdischer Gruppen, aber ich bin mir nicht sicher, ob man das als die Fortsetzung der Geschichte des jüdischen Volkes ansehen kann. Diese Gruppen sind in meinen Augen nicht nur vom jüdischen, sondern vom menschlichen Standpunkt aus untauglich. Die ganze Welt der "chassidischen Höfe" ist meiner Meinung nach wirklich abscheulich.

Was ist mit der Welt der Talmudschulen, der Jeschiwot?

Diese Welt ist von einem anderen Aspekt her untauglich. Die gesamte geistige Welt der Jeschiwastudenten ist ein einziger Irrtum, und zwar in dem Sinne, in dem der Ausleger im Midrasch "Wajikra Rabba" sagt: "Jeder Talmudgelehrte, der kein Verständnis hat, ist elender als ein Stück Aas." (Wajikra Rabba 1,15)

Und die moderne Orthodoxie?

Die moderne Orthodoxie hat keine Antwort auf die aktuellen Probleme des Judentums und des jüdischen Volkes gefunden, ja sie hat eigentlich kein Verständnis für diese Probleme.

Wenn ich meine Worte zu diesem Thema zusammenfassen soll, dann muß ich sagen, daß die Zukunft des jüdischen Volkes mir wirklich nicht klar ist, nicht in Israel und nicht in der Diaspora. Möglicherweise gibt es für die innere Krise, die im 19. Jahrhundert begonnen hat, wirklich keine Lösung. Damit habe ich nicht gesagt, daß ich mir ganz sicher bin, aber man muß eine derartige Möglichkeit ins Auge fassen. Es kann auch sein, daß der Schlag der Shoah so tödlich war, daß das jüdische Volk ihn nicht überwinden kann. In der Shoah wurde der Teil des jüdischen Volkes vernichtet, der die maximale Lebenskraft des Volkes darstellte. Das kann man in objektiver Weise sagen, ohne in Diskussionen darüber einzutreten, ob es der beste oder vortrefflichste Teil im jüdischen Volke war oder nicht. Dieser Teil wurde vernichtet, und wir können diesen Schlag vielleicht historisch nicht überwinden.

Was war das Geheimnis dieser Lebenskraft, mit der das Judentum in Ost-Europa vor der Shoah gesegnet war?

Das ist eine sehr umfassende Frage. Sie verlangt eine eingehende historisch-soziologi-

Fortsetzung auf Seite 13